



Amélie
Nothomb
*Die Reinheit
des Mörders*

Roman · Diogenes

Diogenes Taschenbuch 22827



Amélie Nothomb

*Die Reinheit
des Mörders*

Roman

*Aus dem Französischen von
Wolfgang Kreye*

Diogenes

Titel der 1992 bei Albin Michel, Paris,
erschiedenen Originalausgabe:
»Hygiène de l'assassin«
Copyright © 1992 Editions
Albin Michel S.A., Paris
Die deutsche Erstausgabe erschien 1994
im Diogenes Verlag
Umschlagillustration:
Amedeo Modigliani, »Nudo sdraiato,
con le braccia dietro la testa«, 1916 (Ausschnitt)
Sammlung E. G. Bührle, Zürich

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 1996
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 1994
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
30/01/8/4
ISBN 3 257 228279

Sobald die Nachricht an die Öffentlichkeit drang, daß der gewaltige Schriftsteller Prétextat Tach nur noch zwei Monate zu leben hatte, baten Journalisten aus aller Welt um Exklusiv-Interviews. Gewiß, der alte Herr genoß beachtliches Prestige, aber man staunte doch nicht schlecht, daß nun die Korrespondenten so bekannter Zeitungen wie des *Nankinger Hörensagens* (wir erlauben uns zu übersetzen) und des *Bangladesh Observer* darauf brannten, sich ans Krankenbett eines über achtzigjährigen Romanciers französischer Zunge zu verfügen. Zwei Monate vor seinem Ableben konnte Monsieur Tach sich also eine Vorstellung von der Reichweite seines Ruhms machen.

Sein Sekretär ließ es sich angelegen sein, die Interviewer einer drastischen Auslese zu unterwerfen: fremdsprachige Blätter kamen nicht in Frage, denn der Todkranke sprach nur Französisch und traute keinem Dolmetscher; farbige Journalisten wurden abgewiesen, denn mit zunehmendem Alter war der Schriftsteller auf rassistische Sprüche verfallen, die seinen tiefsten Überzeugungen widerstritten (sehr peinlich für die Tach-Forscher, aber sie sahen darin den Ausdruck einer senilen Lust zu schockieren); und schließlich ließ der Sekretär formvollendet höflich auch noch die Anfragen der Fernsehanstalten abprallen, der Frauenzeitschriften, derjenigen Zeitungen, die er zu politisch fand, und vor allem der medizinischen Zeitschriften, die wissen wollten, wie der große Mann sich seine unerhört seltene Krebserkrankung zugezogen hatte.

Denn nicht ohne Stolz hatte Monsieur Tach erfahren, daß er an dem berühmten Elzenveiverplatzschen Syndrom litt, einer Krankheit, die ein Forscher dieses Namens im neunzehnten Jahrhundert in Cayenne bei einem knappen Dutzend Sträflinge entdeckt hatte, die wegen sexueller Gewalttaten mit anschließendem Homizid verurteilt waren; seither war die Krankheit, gemeinhin »Knorpelkrebs« genannt, nie wieder beobachtet worden. Er nahm diese Diagnose wie einen Adelstitel auf, der ihm unverhofft zufiel; bei seiner fettleibigen und bartlosen Physis, die ihn, wenn man seine Stimme nicht hörte, wie einen Eunuchen erscheinen ließ, hätte er sonst befürchten müssen, irgendeiner dummen Herzkrankheit zum Opfer zu fallen. Als er sein Epitaph aufsetzte, versäumte er nicht, den klangvollen Namen des teutonischen Arztes zu erwähnen, dem er es verdankte, daß er in Schönheit würde hinscheiden können.

Tatsächlich war es für die moderne Medizin erstaunlich genug, daß er bei so ausgeprägter sedentärer Adipositas überhaupt ein Alter von dreiundachtzig Jahren erreicht hatte. Der Mann war dermaßen fett, daß er seit Jahren schon eingestandenermaßen nicht mehr gehen konnte; alle Diätvorschriften hatte er in den Wind geschlagen und mästete sich unbarmherzig weiter. Außerdem rauchte er seine zwanzig Havannas pro Tag. Im Trinken allerdings war er sehr mäßig, und Keuschheit übte er seit unvordenklichen Zeiten: Allenfalls dies konnte für die Ärzte erklären, warum sein Herz unter den lastenden Fettschichten fehlerlos funktionierte. Die Länge seines Lebens war nicht weniger rätselhaft als die Herkunft des Syndroms, das es nun abkürzen sollte.

Kein Presseorgan auf der Welt, das sich über den Medienlärm um seinen nahen Tod nicht entrüstete. Leserbriefe bestärkten die Redakteure in ihrer Selbstkritik. Um so gespannter, ganz nach den Gesetzen des Informationsmarktes, wurden die Reportagen der wenigen Auserwählten erwartet.

Mehrere Biographen lagen schon auf der Lauer. Verleger rüsteten zu Kampagnen. Natürlich gab es auch ein paar Intellektuelle, die sich fragten, ob dieser fabelhafte Erfolg nicht ein wenig übertrieben sei: Verdankte man ihm denn wirklich Innovationen, diesem Prétextat Tach? War er nicht nur der findige Erbe wahrhaft schöpferischer, aber verkannter Vorläufer? Dazu ließen sich die esoterischen Namen einiger Autoren nennen, deren Werke man nicht unbedingt gelesen haben mußte, um mit Scharfsinn über sie zu sprechen.

All dies kam zusammen und sicherte Monsieur Tachs letzten Tagen ein außergewöhnliches Maß an öffentlicher Beachtung. Kein Zweifel, dies alles war ein Erfolg.

Der Autor, der nicht weniger als zweiundzwanzig Romane für sich verbuchen konnte, wohnte im Parterre eines bescheidenen Hauses: Alles mußte ebenerdig zu erreichen sein, denn er bewegte sich im Rollstuhl. Er lebte allein und hatte nicht mal ein Haustier. Jeden Tag gegen fünf Uhr nachmittags kam eine resolute Pflegeschwester, um ihn zu waschen. Er ließ niemanden für sich einkaufen gehen; alles, was er brauchte, holte er sich selbst aus den Läden in der Nachbarschaft. Sein Sekretär Ernest Gravelin wohnte vier Etagen höher im gleichen Haus, vermied jedoch nach Möglichkeit jeden Besuch. Dafür telefonierten sie regelmäßig,

und immer begann Tach das Gespräch mit den Worten: »Tut mir leid, mein lieber Ernest, ich bin immer noch nicht tot.«

Den auserwählten Journalisten jedoch versicherte Gravelin immer wieder, was der alte Herr für ein herzensguter Mensch sei: Stiftete er nicht Jahr für Jahr die Hälfte seiner Einkünfte einem Wohltätigkeitsverein? Spürte man nicht, wie diese geheime Großmut in manchen Gestalten seiner Romane verstohlen zutage trat? »Klar, er terrorisiert uns alle, und mich zu allererst, aber ich behaupte, diese Aggressivität ist eine Maskerade, eine Koketterie: Er spielt gern den ungerührt boshaften Fettwanst, um eine sehr zarte Sensibilität dahinter zu verbergen.« Die Berichterstatter ließen sich durch seine Worte nicht beruhigen, und im übrigen wollten sie von dieser Angst, um die man sie beneidete, auch gar nicht geheilt werden, denn sie verlieh ihnen den Nimbus von Kriegskorrespondenten.

Die Nachricht von Monsieur Tachs baldigem Ableben war am 10. Januar herausgekommen, und am 14. wurde der erste Journalist bei dem Schriftsteller vorgelassen. Er trat ins Innere der Wohnung, wo es so dunkel war, daß er eine Weile brauchte, bis er die massige Silhouette in dem Rollstuhl erkannte, in der Mitte des Salons. Die Grabesstimme des Achtzigjährigen beschränkte sich auf ein ausdrucksloses »Bonjour, Monsieur«, das den Unglücklichen beruhigen sollte, aber nur bewirkte, daß er sich noch mehr verkrampfte.

– Freut mich, Sie zu sehen, Monsieur Tach. Eine große Ehre für mich.

Das Tonband lief erwartungsvoll, aber der alte Mann schwieg.

– Verzeihung, Monsieur Tach, aber dürfte ich wohl ein Licht anknipsen? Ich kann Ihr Gesicht nicht erkennen.

– Es ist zehn Uhr vormittags, Monsieur, und um diese Zeit mache ich kein Licht an. Außerdem werden Sie mich bald gut genug sehen, wenn Ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt haben. Darum nutzen Sie die Frist, die Ihnen gesetzt ist, und geben sich einstweilen mit meiner Stimme zufrieden. Sie ist ohnehin das Schönste an mir.

– Richtig, Sie haben eine sehr schöne Stimme.

– Ja.

Schweigen, bedrückend für den Eindringling, der in seinen Block notierte: »T. hat ein ätzendes Schweigen. Soweit möglich, vermeiden.«

– Monsieur Tach, die ganze Welt bewundert die Entschiedenheit, mit der Sie es abgelehnt haben, ins Krankenhaus zu gehen, trotz allen Beschwörungen der Ärzte. Die erste Frage, die sich aufdrängt, heißt darum: Wie fühlen Sie sich?

– Ich fühle mich wie immer seit zwanzig Jahren.

– Und das heißt?

– Ich fühle mich wenig.

– Wenig was?

– Wenig.

- Ah, ich verstehe.
- Ich bewundere Sie.

Keine Spur von Ironie in der unerbittlich neutralen Stimme des Kranken. Der Journalist ließ ein kurzes, säuerliches Lachen hören, bevor er von neuem ansetzte.

– Monsieur Tach, bei einem Mann wie Ihnen werde ich auf die in meinem Gewerbe üblichen Floskeln verzichten. Darum erlaube ich mir, Sie schlicht zu fragen, was denkt und was empfindet ein großer Schriftsteller, der weiß, daß er bald sterben wird?

Schweigen. Aufseufzen.

- Ich weiß nicht, Monsieur.
 - Sie wissen nicht?
 - Wenn ich wüßte, woran ich denke, ich glaube, dann wäre ich nicht Schriftsteller geworden.
 - Sie wollen sagen, daß Sie schreiben, um endlich zu erfahren, woran Sie denken?
 - Möglich. Ich weiß es nicht mehr so genau, ich habe schon so lange nichts mehr geschrieben.
 - Wie? Aber Ihr letzter Roman ist doch erst vor noch nicht zwei Jahren erschienen?
 - Aus der Schublade, Monsieur. Meine Schubladen sind dermaßen voll, daß man noch zehn Jahre lang über meinen Tod hinaus jedes Jahr einen neuen Roman von mir herausbringen könnte.
 - Erstaunlich! Wann haben Sie zu schreiben aufgehört?

- Mit neunundfünfzig.
- Also sind alle Romane von Ihnen, die seit vierundzwanzig Jahren erschienen sind, aus der Schublade gezogen?
- Sie können gut rechnen.
- Wie alt waren Sie, als Sie zu schreiben anfangen?
- Schwer zu sagen: ich habe mehrmals angefangen und wieder aufgehört. Das erste Mal, als ich sechs war. Da schrieb ich Tragödien.
- Tragödien mit sechs Jahren?
- Ja, in Versen. Schwachsinniges Zeug. Mit sieben habe ich aufgehört. Mit neun hatte ich einen Rückfall, der brachte mir ein paar Elegien ein, auch wieder in Versen. Die Prosa habe ich verachtet.
- Verblüffend! Und das von einem der größten Prosaschriftsteller unserer Epoche!
- Mit elf habe ich wieder aufgehört und dann keine Zeile mehr geschrieben, bis ich achtzehn war.

Der Journalist notierte in seinen Block: »T. nimmt Komplimente an, ohne sich zu zieren.«

- Und mit achtzehn?
- Da habe ich wieder angefangen. Zuerst schrieb ich ziemlich wenig, dann immer mehr. Mit dreiundzwanzig hatte ich mein Tempo gefunden, und das habe ich dann sechsunddreißig Jahre lang durchgehalten.
- Ihr »Tempo«? Was wollen Sie damit sagen?
- Ich habe nur noch geschrieben. Abgesehen vom Essen, Rauchen und Schlafen habe ich nichts anderes getan.

- Sie sind nie ausgegangen?
- Nur gezwungenermaßen.
- Tatsächlich weiß ja auch niemand, was Sie während des Krieges gemacht haben.
- Ich auch nicht.
- Wie soll ich Ihnen das glauben?
- Es ist die Wahrheit. Seit ich dreiundzwanzig war, bis neunundfünfzig, war ein Tag wie der andere. In meiner Erinnerung sind diese sechsunddreißig Jahre eine einzige lange Gleichförmigkeit, fast ohne jede Chronologie: Ich stand auf um zu schreiben und legte mich schlafen, wenn ich mit Schreiben fertig war.
- Aber Sie haben doch schließlich den Krieg mit durchgemacht wie alle andern auch. Zum Beispiel, wie haben Sie sich mit Lebensmitteln versorgt?

Der Journalist wußte, er hatte ein Thema berührt, das im Leben des Dicken große Bedeutung hatte.

- Ja, ich erinnere mich, das Essen war schlecht in jener Zeit.
- Sehen Sie!
- Ich hab nicht sehr drunter gelitten. Damals war ich schon ein Vielfraß, aber kein Feinschmecker. Und ich hatte ungeheure Vorräte an Zigarren.
- Wann sind Sie denn Feinschmecker geworden?
- Als ich aufgehört hatte zu schreiben. Vorher hatte ich keine Zeit.
- Und warum haben Sie aufgehört zu schreiben?
- Am Tag als ich neunundfünfzig wurde, hab ich gespürt, daß es damit aus war.

- Woran haben Sie das gespürt?
- Ich weiß nicht. Das ist so gekommen wie eine Menopause. Ich habe einen Roman unvollendet gelassen. Das ist gut so: Zu einer erfolgreichen Karriere gehört ein unvollendeter Roman, sonst ist man nicht glaubwürdig. Sonst wird man für einen drittrangigen Autor gehalten.
- Also, sechsunddreißig Jahre lang haben Sie unaufhörlich geschrieben, und dann, vom einen Tag auf den anderen keine Zeile mehr?
- Ja.
- Was haben Sie während der folgenden vierundzwanzig Jahre gemacht?
- Wie schon gesagt, ich bin Feinschmecker geworden.
- Vollzeit-Feinschmecker?
- Sagen wir eher, mit voller Konsequenz.
- Und was sonst noch?
- Wissen Sie, dafür braucht man Zeit! Und sonst? Fast nichts mehr. Ich habe die Klassiker wieder gelesen. Ach, das hab ich vergessen, ja, einen Fernseher hab ich mir gekauft.
- Was, Sie mögen das Fernsehen, Sie?
- Die Werbespots, nur die Werbespots, so was liebe ich.
- Und sonst nichts?
- Nein, abgesehen von den Werbespots mag ich das Fernsehen nicht.
- Das ist unerhört! Sie haben also vierundzwanzig Jahre nur mit Essen und Fernsehen zugebracht?
- Nein, ich habe auch geschlafen und geraucht. Und ein bißchen gelesen.
- Und trotzdem, in der ganzen Zeit hat man nicht aufgehört, von Ihnen zu reden.

– Daran ist mein Sekretär schuld, Ernest Gravelin, ein vortrefflicher Mann. Er ist es, der meine Sachen aus den Schubladen zieht, der mit meinen Verlegern spricht, an meiner Legende webt, und vor allem, der dafür sorgt, daß die Theorien der Mediziner bis hierher durchsickern, in der Hoffnung, daß ich mich dann auf Diät setzen lasse.

– Der vergeblichen Hoffnung.

– Zum Glück. Es wäre zu dumm gewesen, wenn ich mir etwas versagt hätte, denn die Entstehung meines Krebses hat ja mit der Ernährung nichts zu tun.

– Wie ist er denn entstanden?

– Rätselhaft, aber ohne Zusammenhang mit der Ernährung. Nach Elzenveiverplatz (der Dicke ließ sich den Namen auf der Zunge zergehen) wäre darin ein genetischer Zufall zu sehen, eine Programmierung schon vor der Geburt. Ich konnte also unbesorgt essen, was ich wollte.

– Sie wären also schon von Geburt an verurteilt?

– Ja, Monsieur, wie ein echter tragischer Held. Und da soll mir noch einer was von der Freiheit des Menschen erzählen!

– Immerhin, Sie haben einen Aufschub von dreiundachtzig Jahren gehabt.

– Einen Aufschub, richtig.

– Sie werden nicht bestreiten wollen, daß Sie während dieser dreiundachtzig Jahre frei gewesen sind? Sie hätten zum Beispiel auch nicht schreiben können ...

– Wollen Sie mir vielleicht einen Vorwurf daraus machen, daß ich geschrieben habe?

– Das wollte ich nicht sagen.

– Ach! Schade, Sie fingen grad an, mir zu gefallen.

– Sie bedauern doch nicht etwa, geschrieben zu haben?

– Bedauern? Ich bin außerstande, etwas zu bedauern.
Mögen Sie eine Karamelle?

– Nein, danke.

Der Romancier steckte sich ein Bonbon in den Mund und zermalmte es geräuschvoll.

– Monsieur Tach, haben Sie Angst vor dem Sterben?

– Überhaupt nicht. Der Tod kann keine große Veränderung mehr bringen. Allerdings habe ich Angst vor den Schmerzen. Ich habe mir Vorräte an Morphium verschafft, das ich mir selbst injizieren kann. Darum habe ich keine Angst.

– Glauben Sie an ein Leben nach dem Tode?

– Nein.

– Glauben Sie also, daß der Tod Vernichtung bedeutet?

– Wie könnte man an die Vernichtung von etwas glauben, das schon vernichtet ist?

– Das ist eine furchtbare Antwort.

– Das ist keine Antwort.

– Ich verstehe.

– Ich bewundere Sie.

– Nun ja, ich wollte sagen, daß ... (der Journalist versuchte etwas zu erfinden, was er hatte sagen wollen, und sich den Anschein zu geben, als hätten nur irgendwelche Formulierungsskrupel ihn an seiner Verlautbarung gehindert), daß ein Romancier ein Mensch ist, der Fragen stellt, und nicht einer, der sie beantwortet.

Totenstille.

- Na ja, das ist es eigentlich nicht, was ich sagen wollte.
- Nein? Schade. Ich dachte grad, das hätten Sie schön gesagt.
- Und wenn wir nun über Ihr Werk in der Gegenwart sprechen könnten?
- Wenn Sie meinen.
- Sie sprechen nicht gern darüber, nicht wahr?
- Ihnen kann man nichts verbergen.
- Wie alle großen Schriftsteller sind Sie von einer großen Schamhaftigkeit, sobald von Ihrem Werk die Rede ist.
- Ich und schamhaft? Sie müssen mich verwechseln.
- Die Selbstverleugnung scheint Ihnen Vergnügen zu machen. Warum bestreiten Sie, schamhaft zu sein?
- Weil ich es nicht bin, Monsieur.
- Aber warum lehnen Sie es dann ab, über Ihre Romane zu reden?
- Weil es keinen Sinn hat, über einen Roman zu reden.
- Es kann aber doch faszinierend sein, einen Schriftsteller über seine Schöpfungen reden zu hören, wenn er sagt, warum er schreibt, wofür und wogegen.
- Wenn ein Schriftsteller es fertigbringt, dazu etwas Bemerkenswerthes zu sagen, kann das zwei Gründe haben: entweder er wiederholt lauthals, was er in seinem Buch schon geschrieben hat, und dann ist er ein Papagei; oder er kann interessante Dinge erklären, von denen er in seinem Buch nicht gesprochen hat, und in diesem Fall taugt das Buch nichts, weil es sich nicht selbst genügt.
- Trotzdem, vielen großen Schriftstellern ist es schon gelungen, über ihre Bücher zu reden, ohne in einen dieser Fehler zu verfallen.

– Sie widersprechen sich: Vor zwei Minuten wollten Sie mir noch erzählen, alle großen Schriftsteller seien von einer großen Schamhaftigkeit, sobald von ihren Werken die Rede ist.

– Aber man kann doch über ein Werk reden, ohne das Geheimnis preiszugeben.

– Ah so? Haben Sie es schon mal versucht?

– Nein, ich nicht, aber ich bin auch kein Schriftsteller.

– Na, was sind Sie dann, was Sie berechtigt, mir mit solchen Faseleien zu kommen?

– Sie sind schließlich nicht der erste Schriftsteller, den ich interviewe.

– Wollen Sie es vielleicht wagen, mich mit den Schmierfinken zu vergleichen, die Sie sonst immer interviewen?

– Das sind keine Schmierfinken!

– Wenn sie es fertigbringen, sich über ihre Werke auszulassen und dabei interessant und schamhaft zugleich zu sein, dann ist gar kein Zweifel möglich, daß sie Schmierfinken sind. Wie stellen Sie sich denn vor, daß ein Schriftsteller schamhaft sein könnte? Dies ist das schamloseste Gewerbe der Welt: durch den Stil, durch die Gedanken, Geschichten und Fakten hindurch, die sie aufnehmen, sprechen die Schriftsteller immer nur von sich selbst, und das auch noch mit Worten. Die Maler und Musiker sprechen auch von sich selbst, aber ihre Sprache ist nicht so nackt wie die unsrige. Nein, Monsieur, die Schriftsteller sind obszön; sonst wären sie Buchhalter, Lokführer oder Telefonistinnen geworden, also anständige Menschen.

– Meinetwegen. Aber dann erklären Sie mir doch mal, warum Sie so schamhaft sind.

– Was reden Sie für einen Quatsch!

– Aber ja doch! Seit sechzig Jahren sind Sie jetzt Schriftsteller, ausschließlich Schriftsteller, und das ist Ihr erstes Interview. Nie steht etwas von Ihnen in den Zeitungen, Sie gehen in keinen literarischen oder außerliterarischen Zirkel, Sie verlassen diese Wohnung eigentlich nur noch, um einkaufen zu gehen. Man kennt nicht einmal jemanden, der Ihr Freund wäre. Wenn das keine Schamhaftigkeit ist, was ist es dann?

– Haben Ihre Augen sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt? Können Sie jetzt mein Gesicht sehen?

– Ja, undeutlich.

– Um so besser für Sie. Hören Sie, Monsieur, wenn ich schön wäre, würde ich mich nicht hier einmauern. Denken Sie vielleicht, ich wäre jemals Schriftsteller geworden, wenn ich ein schöner Mann gewesen wäre? Ich wäre Abenteurer geworden, Sklavenhändler, Barmann oder Mitgiftjäger.

– Sie stellen also eine Beziehung zwischen Ihrem Äußeren und Ihrem Beruf her?

– Das ist kein Beruf. Das hat sich so ergeben, als ich mir über meine Häßlichkeit klargeworden bin.

– Wann sind Sie sich darüber klargeworden?

– Sehr früh. Ich war schon immer häßlich.

– Aber so häßlich sind Sie doch gar nicht.

– Sie sind wunderbar taktvoll.

– Na ja, dick sind Sie, aber häßlich?

– Was vermissen Sie denn noch? Vierfachkinn, Schweinsäuglein, Kartoffelnase, Hängebacken, Wulstnaken – und um Sie zu schonen, beschränke ich mich aufs Gesicht.

- Sind Sie denn immer so dick gewesen?
- Mit achtzehn war ich schon so wie jetzt – Sie dürfen ruhig fett sagen, es kränkt mich nicht.
- Nun ja, fett, aber man kann Sie doch anschauen, ohne daß es einen graust.
- Ich gebe zu, ich könnte noch widerlicher aussehen – wenn ich vielleicht Warzen hätte, Hautausschläge ...
- Ihre Haut jedenfalls ist sehr schön, weiß und rein; man kann sich vorstellen, daß sie sich samtweich anfühlt.
- Der Teint eines Eunuchen, Monsieur. Das hat doch etwas Groteskes, eine solche Haut im Gesicht, besonders, wenn das Gesicht bartlos und pausbäckig ist: tatsächlich sieht mein Gesicht doch wie ein prächtiger Arsch aus, so weich und schmiegsam! Ein Gesicht, das eher zum Lachen als zum Kotzen reizt. Manchmal wäre es mir lieber, es wäre zum Kotzen. Das wäre erfrischender.
- Ich hätte nie gedacht, daß Sie so unter Ihrem Aussehen leiden.
- Ich leide nicht darunter. Das Leiden ist Sache der anderen, die mich anschauen. Ich selbst sehe mich ja nicht. Ich schaue nie in einen Spiegel. Ich würde darunter leiden, wenn ich mich für ein anderes Leben entschieden hätte. Für das Leben, das ich führe, ist dieser Körper so gerade recht.
- Hätten Sie ein anderes Leben vorgezogen?
- Ich weiß nicht. Manchmal denke ich, daß ein Leben so gut ist wie das andere. Nur soviel ist sicher, daß ich nichts bedaure. Wenn ich noch mal achtzehn wäre, mit dem gleichen Körper, ich würde von vorn anfangen und genau das Leben wiederholen, das ich gelebt habe – sofern ich gelebt habe.

- Ist Schreiben denn nicht dasselbe wie Leben?
- Ich bin nicht der Richtige, um auf die Frage zu antworten. Ich habe nie etwas anderes gekannt.
- Zweiundzwanzig Romane von Ihnen sind schon veröffentlicht, und nach dem, was Sie mir sagten, stehen noch etliche in Aussicht. Unter den Scharen von Gestalten, die dieses ungeheure Werk mit Leben erfüllen, gibt es da wohl eine, die Ihnen besonders ähnlich ist?
- Keine.
- Wirklich keine? Ich muß Ihnen ein Geständnis machen: Unter Ihren Gestalten ist eine, die mir Ihr Doppelgänger zu sein scheint.
- Aha!
- Ja, der geheimnisvolle Wachsverkäufer in der *Schmerzlosen Kreuzigung*.
- Der? Welch absurde Idee!
- Ich will Ihnen sagen, warum: Wenn er das Wort hat, schreiben Sie immer »crucifiction«.
- Na und?
- Er läßt sich nichts vormachen. Er weiß, daß es eine Fiktion ist.
- Der Leser weiß es auch. Deswegen ist er mir noch nicht ähnlich.
- Und diese Manie, die er hat, Wachsabdrücke von den Gesichtern der Gekreuzigten zu machen – das sind doch Sie, oder nicht?
- Ich kann Ihnen versichern, ich habe noch nie Wachsabdrücke von Gesichtern Gekreuzigter gemacht.
- Natürlich nicht, aber das ist doch die Metapher für das, was Sie tun.

- Was wissen Sie denn von den Metaphern, junger Mann?
- Aber ... was jeder so weiß.
- Eine glänzende Antwort. Von den Metaphern wissen die Leute nämlich nichts. Das ist ein Wort, das sich gut verkauft, weil es so stolz daherkommt. »Metapher« – auch dem letzten Analphabeten schwant noch, daß das aus dem Griechischen stammt. Einen Wahnsinnsschick haben diese Plastik-Etymologien – wahrhaftig Plastik: Wenn man die abscheuliche Vermehrungsfreudigkeit dieser Präposition *meta* kennt und dazu das Verbum *phero* als Mädchen für alles, dann könnte man guten Gewissens die Bedeutung von »Metapher« für absolut beliebig halten. Zu dem gleichen Ergebnis kommt man übrigens auch, wenn man davon ausgeht, für was alles das Wort heutzutage gebraucht wird.
- Was wollen Sie damit sagen?
- Was ich gesagt habe, genau das. Ich für mein Teil bediene mich keiner Metaphern.
- Aber diese Wachsabdrücke, was sind die dann?
- Diese Wachsabdrücke sind Wachsabdrücke, Monsieur.
- Nun bin ich meinerseits enttäuscht, Monsieur Tach, denn wenn Sie jede metaphorische Interpretation ausschließen, dann bleibt von Ihren Werken nichts übrig als ihr schlechter Geschmack.
- Es gibt zweierlei schlechten Geschmack: den gesunden, heilsamen schlechten Geschmack, der darin besteht, Greuel zu schaffen, die einem guten Zweck dienen, heiter und männlich wie eine gründliche Magenentleerung durch rechtzeitig eingeleitetes Erbrechen; und dann gibt es noch einen anderen schlechten Geschmack, den pfäffischen, der

an dem Erbrochenen Anstoß nimmt und eine Schutzkleidung braucht, um es von sich fernzuhalten. Und dies nun ist die Metapher, der Taucheranzug, dem der Metaphoriker es verdankt, wenn er nachher erleichtert ausrufen kann: »Jetzt bin ich durch diesen Tach von vorn bis hinten durchgestiegen und habe mich nicht schmutzig gemacht!«

– Aber auch das ist eine Metapher.

– Zwangsläufig. Ich versuche die Metapher mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Hätte ich den Messias spielen und die Massen elektrisieren wollen, ich hätte geschrien: »Herbei, ihr Rekruten, helft mir bei meinem Erlösungswerk! Laßt uns aus Metaphern Metaphern bilden, laßt sie uns kreuz und quer zusammenlöten, laßt uns einen Schneemann aus Metaphern bauen, laßt uns ein Metaphernsoufflé machen, ein Soufflé, das wundervoll steigt und schwillt und sich aufbläht – bis es platzt, Rekruten, und schlaff in sich zusammenfällt, zur großen Enttäuschung der geladenen Gäste und zu unserer noch größeren Freude!«

– Ein Schriftsteller, der die Metaphern haßt, das ist so absurd, wie wenn ein Bankier das Geld hassen würde.

– Ich bin sicher, daß die großen Bankiers das Geld hassen. Daran ist nichts Absurdes, im Gegenteil.

– Aber die Wörter lassen Sie doch gelten?

– Ah, die Wörter liebe ich, aber das hat damit nichts zu tun. Die Wörter sind die edlen Rohstoffe, die heiligen Zutaten und Gewürze.

– Also wäre die Metapher eine Kochkunst, und Sie lieben doch die Kochkunst.

– Nein, Monsieur, die Metapher ist nicht die Kochkunst

– die Kochkunst ist die Syntax. Die Metapher ist die Unaufrichtigkeit; wie wenn einer in eine Tomate beißt und behauptet, diese Tomate schmecke wie Honig, dann ißt er Honig, und der soll nun wie Ingwer schmecken, dann knabbert er Ingwer und sagt, er habe den Geschmack von Lakritze, dann ...

– Ja, hab ich begriffen, Sie brauchen es nicht weiter auszuführen.

– Nein, Sie haben gar nichts begriffen; um Ihnen begreiflich zu machen, was eine Metapher wirklich ist, müßte ich dieses Spielchen noch stundenlang fortsetzen, denn die Metaphoriker, die hören nie auf, die machen immer so weiter, wenn nicht mal ein Wohltäter daherkommt und sie in die Fresse haut.

– Und der Wohltäter wären, wie man sich denken kann, Sie?

– Nein, dazu bin ich immer ein bißchen zu lasch und freundlich gewesen.

– Freundlich, Sie?

– Ja, entsetzlich. Ich kenne niemanden, der so freundlich wäre wie ich. Diese Freundlichkeit ist so gräßlich, weil ich niemals aus Freundlichkeit freundlich bin, sondern aus Trägheit und vor allem aus Angst vor der Aufregung. Ich fahre sehr schnell aus der Haut vor Wut, und die Aufregung vertrage ich sehr schlecht, darum meide ich sie wie die Pest.

– Sie verachten die Freundlichkeit?

– Sie verstehen aber auch nichts von allem, was ich Ihnen erzähle. Ich bewundere die Freundlichkeit, wenn sie aus der Freundlichkeit oder aus der Liebe entspringt. Aber kennen Sie viele Leute, bei denen das so wäre? In der unge-

heuren Mehrzahl der Fälle sind die Menschen nur freundlich, damit man sie in Ruhe läßt.

– Zugegeben. Aber das sagt mir immer noch nicht, warum dieser Wachsverkäufer Abdrücke von den Gesichtern der Gekreuzigten macht.

– Warum sollte er nicht? Kein Beruf ist zu verachten. Sie, Sie sind doch Journalist. Frag ich Sie vielleicht, warum?

– Können Sie tun. Ich bin Journalist, weil diese Arbeit gefragt ist, weil sich Leute für meine Artikel interessieren, weil man sie mir abkauft, weil es mir dabei möglich ist, Informationen zu verbreiten.

– An Ihrer Stelle würde ich mich damit nicht auch noch brüsten.

– Na ja, Monsieur Tach, man muß halt leben.

– Finden Sie?

– Das machen Sie doch auch, oder?

– Bliebe zu beweisen.

– Ihr Wachsverkäufer jedenfalls, der macht das auch.

– An den halten Sie sich, an diesen braven Wachsverkäufer! Warum macht er diese Abdrücke von den Gekreuzigten? Aus Gründen, denke ich, die das Gegenteil von Ihren Gründen sind: weil diese Sachen nicht gefragt sind, weil sich die Leute nicht dafür interessieren, weil man sie ihm nicht abkauft und weil es ihm dabei möglich ist, keinerlei Informationen zu verbreiten.

– Ein Ausdruck des Absurden, also?

– Nicht absurder als das, was Sie machen, wenn Sie meine Meinung hören wollen – aber wollen Sie die hören?

– Klar, ich bin ja Journalist.

– Eben.

- Warum diese Aggressivität gegen die Journalisten?
- Nicht gegen die Journalisten, gegen Sie.
- Womit habe ich das verdient?
- Das ist doch der Gipfel! Sie beschimpfen mich in einem fort, behandeln mich als Metaphoriker, werfen mir schlechten Geschmack vor, versichern mir, »so« häßlich wäre ich doch gar nicht, interpretieren an meinem Wachsverkäufer herum, und, was noch schlimmer ist als alles andere, Sie behaupten, mich zu verstehen.
- Aber ... was hätte ich denn sonst tun sollen?
- Das ist Ihr Beruf, nicht meiner. Wenn man so dumm ist wie Sie, kommt man nicht und belästigt einen Prétextat Tach.
- Sie haben mich autorisiert.
- Keineswegs. Das war wieder dieser Trottel von Gravelin! Dem fehlt aber auch jedes Unterscheidungsvermögen.
- Anfangs sagten Sie, das sei ein vortrefflicher Mann.
- Was nicht ausschließt, daß er ein Dummkopf ist.
- Hören Sie, Monsieur Tach, machen Sie sich doch nicht unangenehmer, als Sie sind!
- Sie Lümmel! Raus hier, und zwar sofort!
- Aber ... das Interview hat doch eben erst angefangen.
- Es dauert schon viel zu lange, Sie Flegel! Verschwinden Sie! Und sagen Sie Ihren Kollegen, daß man einem Prétextat Tach etwas Respekt schuldet.

Mit hängendem Kopf zog der Mann ab.

Seine Kollegen, die im Café gegenüber saßen, hatten nicht erwartet, ihn so bald schon wieder herauskommen zu sehen; sie machten ihm Zeichen. Grün im Gesicht, ließ sich der Unglückliche zwischen ihnen auf einen Stuhl fallen.

Nachdem er sich einen dreifachen Porto-Flip hatte kommen lassen, fand er die Kraft, ihnen von seinem Mißgeschick zu erzählen. Wegen seiner Angst dünstete er einen fürchterlichen Geruch aus, wie der dem Meeressäuger entstiegene Jonas. Seine Kollegen zeigten sich unangenehm berührt. Hatte er diesen Gestank denn nicht bemerkt? Auf den Vergleich mit Jonas kam er selbst:

– Wie im Bauche des Wals! Ich kann euch sagen, genau so war's! Die Dunkelheit, Häßlichkeit, die Angst, die Klaustrophobie ...

– Der Gestank? vermutete ein Kollege.

– Das ist das einzige, was noch fehlte. Aber er, er! Wie Eingeweide, dieser Typ! Glatt wie eine Leber, aufgebläht, wie sein Magen es sein muß! Tückisch wie eine Milz, bitter wie eine Gallenblase! Schon sein Blick gab mir ein Gefühl, als ob er mich damit verdaute, als ob er mich in die Säfte seines totalitären Metabolismus auflöste.

– Na, du trägst ein bißchen dick auf!

– Im Gegenteil, ich werde wohl nie einen Ausdruck finden, der stark genug wäre. Wenn ihr diesen Zornesausbruch am Ende gesehen hättet! Ich habe noch nie so einen erschreckenden Zorn gesehen: ganz plötzlich brach er los und war zugleich vollkommen beherrscht! Bei diesem Fettwanst hätte ich erwartet, daß er rot anläuft, daß ihm die Adern schwellen, der Schweiß ausbricht vor Haß und die

Luft wegbleibt. Nichts dergleichen! So blitzschnell diese Wut herauskam, so kalt war sie. Und die Stimme, mit der er mich rausgeschickt hat! So, stelle ich mir vor, müssen die chinesischen Kaiser gesprochen haben, wenn sie eine sofortige Enthauptung befahlen.

– Jedenfalls hat er dir Gelegenheit gegeben, den Helden zu spielen.

– Glaubst ihr? Ich bin mir noch nie so jämmerlich vorgekommen.

Er kippte seinen Porto-Flip hinunter und brach in Tränen aus.

– Na ja, das ist nicht das erste Mal, daß jemand einen Journalisten als Idioten behandelt.

– Ach, ich bin schon viel übler rausgeschmissen worden. Aber das eben – die Art, wie er das gesagt hat, dieses glatte Gesicht voll eisiger Verachtung – das war schon sehr überzeugend!

– Du hast doch nichts dagegen, daß wir uns dein Band anhören?

Während sie andächtig schwiegen, spulte das Band seine Wahrheit ab, die nur eine Teilwahrheit sein konnte, weil die gelassene Miene des Dicken wegamputiert war, das Halbdunkel, die fetten, ausdruckslosen Hände, die allgemeine Unbewegtheit, all dasjenige, was dazu beigetragen hatte, daß der arme Kerl jetzt vor Angst stank. Als sie zu Ende gehört hatten, versäumten es die Kollegen nicht, dem Romancier recht zu geben und ihm ihre Bewunderung auszusprechen.

chen. Bissig, wie es nicht nur Hunde sein können, fanden sie jeder ein paar passende Worte, um dem Opfer ins Gewissen zu reden:

– Ja, mein Guter, das hast du dir selbst zuzuschreiben. Du hast ihn ja wie ein Schulmeister über die Literatur belehrt. Seine Reaktion kann ich verstehen.

– Was mußt du ihn denn auch mit einer seiner Figuren identifizieren? Das ist doch so primitiv!

– Und diese biographischen Geschichten, das interessiert doch keinen Menschen mehr! Hast du denn Proust nicht gelesen, *Gegen Sainte-Beuve*?

– Was für ein Schnitzer, ihm zu sagen, du hättest Übung darin, wie man Schriftsteller interviewt!

– Wie taktlos du ihm das hingeknallt hast, daß er gar nicht so häßlich ist! Tja, mein Lieber, so was wie Manieren braucht man schon.

– Und das mit der Metapher, da hat er dich echt drangekriegt! Ich will dir ja nicht weh tun, aber du hast es verdient.

– Ich muß schon sagen, einem Genie wie Tach etwas vom Absurden erzählen zu wollen! Was für ein Stoß!

– Jedenfalls, eins wird aus deinem verkorksten Interview immerhin klar: der Typ ist klasse! Was für eine Intelligenz!

– Was für eine Eloquenz!

– Was für ein Feingefühl unter all dem Fett!

– Was für eine Kürze in der Boshaftigkeit!

– Gebt ihr wenigstens zu, daß er boshaft ist? rief der Unglückliche, wie um sich an dies als einen letzten rettenden Strohalm zu klammern.

– Nicht boshaft genug, wenn du mich fragst.

- Ich fand, er ist sogar noch gnädig mit dir verfahren.
- Und Spaßig. Als du so – entschuldige! – einfältig warst, zu behaupten, du würdest ihn verstehen, da hätte er dir mit vollem Recht ein paar kräftige Schimpfworte an den Kopf werfen können. Er hat sich damit begnügt, dir mit einem Humor und Doppelsinn zu antworten, die du anscheinend gar nicht fähig warst zu bemerken.
- Perlen vor die Säue.

Jeder schnappte sich einen Knochen. Das Opfer bestellte sich noch einen dreifachen Porto-Flip.

Prétextat Tach dagegen trank lieber Alexander. Er trank wenig, aber wenn er sich ein bißchen die Kehle benetzen wollte, dann immer mit einem Alexander. Er legte Wert darauf, ihn selbst zu mixen, denn er traute niemand anderem das richtige Augenmaß zu. Genüßlich pflegte der kompromißlose Fettwanst einen Spruch aus der eigenen Giftküche zu zitieren: »Man ermißt die Unaufrichtigkeit eines Menschen daran, wie er einen Alexander dosiert.«

Legte man diesen Maßstab an Tach selbst an, so sah man sich zu dem Schluß genötigt, daß er die fettgewordene Aufrichtigkeit selbst sein mußte. Ein einziger Schluck von seinem Alexander hätte den eisernsten Magen, der es gewohnt war, rohe Eier und gezuckerte Kondensmilch in sich aufzunehmen, außer Gefecht gesetzt. Der Romancier bewältigte ganze Becher davon ohne jeden Schatten einer Verstimmung. Zu Gravelin, der darüber staunte, hatte er gesagt: »Ich bin der Mithridates des Alexander.«

– Aber kann man da noch von Alexander sprechen? hatte Ernest eingewendet.

– Es ist die Quintessenz des Alexander, die der Pöbel immer nur in ihren schmähhlichen Verdünnungen kennt.

Solch weisem Urteil ist nichts hinzuzufügen.

Monsieur Tach, bevor ich zu irgend etwas anderem komme, möchte ich mich im Namen aller Journalisten für das entschuldigen, was gestern passiert ist.

– Was ist denn passiert?

– Na, dieser Kollege gestern – wie der Sie belästigt hat, das war eine Schande für unseren ganzen Berufsstand.

– Ach, ich erinnere mich. Das war doch ein ganz sympathischer Junge. Wann kommt er wieder?

– Niemals, seien Sie unbesorgt. Und vielleicht freut es Sie zu hören, daß er heute hundserbärmlich krank ist.

– Der arme Junge! Was ist ihm denn passiert?

– Zuviel Porto-Flip.

– Ich hab's schon immer gesagt, Porto-Flip ist eine Saurei. Hätte ich gewußt, daß er einen stärkenden Trank liebt, ich hätte ihm einen ordentlichen Alexander gemacht: Nichts ist besser für den Stoffwechsel. Möchten Sie einen Alexander, junger Mann?

– Im Dienst nicht, danke.

Der Journalist bemerkte nicht den Blick voll nachdrücklichem Argwohn, den diese Ablehnung ihm eintrug.

– Monsieur Tach, seien Sie unserem Kollegen, der gestern hier war, nicht böse. Man muß es zugeben, Journalisten, die durch ihre Ausbildung darauf vorbereitet wären, mit Menschen wie Ihnen zu sprechen, sind nun einmal rar.

– Das fehlte grad noch! Die braven Leute dafür ausbil-

den, daß sie mit mir sprechen können! Vielleicht ein Fach mit dem Titel »Die Kunst des Sichanschleimens an ein Genie«. Wie entsetzlich!

– Nicht wahr? Ich darf daraus entnehmen, daß Sie dem Kollegen nicht mehr böse sind. Danke für Ihre Nachsicht.

– Sind Sie hier, um über Ihren Kollegen zu sprechen oder über mich?

– Über Sie natürlich, das war doch nur eine Vorbemerkung.

– Schade. Wahrhaftig, diese Aussicht bedrückt mich, da brauch ich jetzt unbedingt einen Alexander. Bitte warten Sie einen Moment – schließlich sind Sie ja schuld, denn wenn Sie nicht von dem Alexander angefangen hätten mit Ihren Geschichten, dann hätte ich jetzt auch keine Lust drauf bekommen.

– Aber ich habe doch gar nichts von einem Alexander gesagt!

– Seien Sie nicht so unaufrichtig, junger Mann! Unaufrichtigkeit kann ich nicht ertragen. Wollen Sie immer noch nichts von meinem Trank?

Dem Mann war nicht klar, daß Tach ihm den letzten kleinen Zipfel einer Chance gab. Er ließ sie ungenutzt. Mit den fetten Schultern zuckend, lenkte der Romancier seinen Rollstuhl zu einem sargähnlichen Kasten hin, von dem er den Deckel hochklappte, so daß Flaschen, Konservendosen und Becher zum Vorschein kamen.

– Das ist ein Merowingersarg, erklärte der Dicke, den ich mir als Bar hergerichtet habe.

Er nahm einen der großen Metallbecher zur Hand, schüttete eine kräftige Dosis Kakaosahne hinein, dann Kognak. Er warf dem Journalisten einen durchtriebenen Blick zu.

– Und jetzt erfahren Sie das Geheimnis des Meisters. Der gewöhnliche Sterbliche würde nun ein letztes Drittel Crème fraîche hinzugeben. Ich finde das ein bißchen schwer, darum nehme ich statt dessen die gleiche Menge (er griff nach einer Konservendose) gezuckerte Kondensmilch. (Er ließ der Rede die Tat folgen.)

– Aber das muß doch widerlich süß sein! entfuhr es dem Journalisten, der nicht ahnte, wie sich seine Lage verschlimmerte.

– Dieses Jahr haben wir einen milden Winter. Wenn er strenger ist, verziere ich meinen Alexander noch mit einem dicken Klacks ausgelassener Butter.

– Wie bitte?

– Ja. Denn die Kondensmilch ist nicht so fett wie die Sahne, das muß man ausgleichen. Eigentlich, weil wir ja immerhin den 15. Januar haben, hätte ich theoretisch ein Anrecht auf die Butter, aber dazu müßte ich in die Küche und Sie allein lassen, was doch störend wäre. Also verzichte ich auf die Butter.

– Aber bitte, lassen Sie sich durch mich nicht abhalten.

– Nein, um so schlimmer. Dem Ultimatum zu Ehren, das heute abend ausläuft, versage ich mir meine Butter.

– Die Golfkrise geht Ihnen nahe?

– So sehr, daß ich deswegen keine Butter über meinen Alexander gieße.

– Sie verfolgen die Nachrichten im Fernsehen?

– Zwischen zwei Werbesendungen erdulde ich hier und da ein paar Informationen.

– Was denken Sie über die Golfkrise?

– Nichts.

– Aber bitte!

– Nichts.

– Ist Ihnen das gleichgültig?

– Keineswegs. Aber es hat keinen Sinn, daß Sie mich fragen, was ich von dieser Krise halte. Was soll ich gelähmter Fettwanst dazu sagen? Ich bin weder General noch Pazifist, weder Tankwart noch Iraker. Wenn Sie dagegen noch mehr über den Alexander hören wollen – darüber weiß ich Bescheid.

Zum Abschluß dieser schönen Tirade setzte der Romancier den Becher an die Lippen und gönnte sich genüßlich einige Schlucke.

– Warum trinken Sie aus Metall?

– Ich mag Transparenz nicht. Das ist auch einer der Gründe, warum ich so dick bin: ich möchte, daß man durch mich nicht hindurchsehen kann.

– Was das angeht, Monsieur Tach, hätte ich Lust, Ihnen die Frage zu stellen, die alle Journalisten Ihnen gern stellen würden, obwohl keiner es sich getrauen würde.

– Wieviel ich wiege?

– Nein, was Sie essen. Man weiß doch, was für eine wichtige Rolle das in Ihrem Leben spielt. Die Gastronomie und ihre natürliche Folge, die Verdauung, stehen im Mittelpunkt einiger Ihrer letzten Romane wie zum Beispiel *Apo-*

logie der Verdauungsstörung, der mir ein chiffriertes Kondensat Ihrer metaphysischen Weltsicht zu sein scheint.

– Stimmt. Ich betrachte die Metaphysik als die übergeordnete Ausdrucksweise des Metabolismus. Im gleichen Zusammenhang, da sich der Metabolismus in einen Anabolismus und einen Katabolismus gliedert, habe ich auch in der Metaphysik eine Anaphysik und eine Kataphysik unterschieden. Darin jedoch ist keine dualistische Spannung zu sehen, sondern es sind die beiden notwendigen und, was noch unangenehmer ist, gleichzeitigen Phasen eines Denkprozesses, der in die Trivialität einmündet.

– Ist das eine Anspielung auf Jarry und die Pataphysik?

– Nein, Monsieur. Ich meinerseits bin ein seriöser Autor, antwortete der alte Mann in eisigem Ton, bevor er sich von neuem an seinem Alexander labte.

– Nun denn, Monsieur Tach, könnten Sie uns wohl, wenn es Ihnen recht ist, die Etappen Ihrer Verdauung an einem gewöhnlichen Tag schildern?

Eine feierliche Stille trat ein, während der Romancier nachzudenken schien. Dann begann er zu sprechen, sehr ernst, wie wenn er eine Geheimlehre verkündete.

– Um acht Uhr morgens wache ich auf. Zuerst beuge ich mich auf den Abort, um Blase und Darm zu entleeren. Brauchen Sie Einzelheiten?

– Nein, ich glaube, das genügt.

– Um so besser, denn dies ist eine zwar unerläßliche Etappe im Verdauungsprozeß, aber absolut ekelhaft – können Sie mir glauben!

- Ich glaub Ihnen aufs Wort.
- Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Nachdem ich mich ein wenig gepudert habe, gehe ich mich ankleiden.
- Tragen Sie immer diesen Morgenrock?
- Ja, außer wenn ich einkaufen gehe.
- Und bei all dem behindert Ihre Krankheit Sie nicht?
- Ich hatte genug Zeit, mich daran zu gewöhnen. Anschließend verfüge ich mich in die Küche und bereite mir das Frühstück. Einst, als ich noch die Tage mit Schreiben verbrachte, da kochte ich morgens nicht, sondern war mit einfacher Kost zufrieden, etwa einer Portion kalte Kutteln.
- Kalte Kutteln am Morgen?
- Ich verstehe Ihr Befremden. Ich muß dazu sagen, daß damals das Schreiben meine wichtigste Beschäftigung war. Heute wäre es auch mir zuwider, morgens kalte Kutteln zu essen. Seit zwanzig Jahren habe ich es mir vielmehr zur Gewohnheit gemacht, sie eine halbe Stunde lang in Gänseschmalz schmoren zu lassen.
- Kutteln in Gänseschmalz zum Frühstück?
- Das ist doch köstlich.
- Und dazu einen Alexander?
- Nein, niemals zum Essen. Als ich noch schrieb, trank ich dazu einen starken Kaffee. Heute nehme ich lieber Eiermilch. Dann gehe ich einkaufen und verbringe den Vormittag mit der Vorbereitung feiner Sachen zur Mittagsmahlzeit: Hirn in Pfannkuchenteig, geschmorte Nierchen ...
- Und raffinierte Desserts?
- Selten. Ich trinke nur süße Sachen, darum habe ich nicht viel Lust auf Desserts. Außerdem esse ich zwischen den Mahlzeiten ab und zu ein Karamelbonbon. Als ich jung

war, mochte ich die schottischen Karamellen am liebsten, die sind besonders hart. Aber seit ich älter bin, muß ich mich leider mit weichen Karamellen zufriedengeben, die übrigens auch ganz exzellent sind. Ich behaupte, daß nichts diesem Gefühl des Ersterbens der Sinne gleichkommt, wie es bei einer durch Kauen britischer Toffees hervorgerufenen Lähmung der Kiefer auftritt ... Schreiben Sie mit, was ich eben gesagt habe, mir schien, es hörte sich gut an.

– Nicht nötig, ist alles auf Band.

– Was? Aber das ist unredlich von Ihnen. Dann darf ich also gar keine Dummheiten mehr sagen?

– Sie sagen nie welche, Monsieur Tach.

– Sie schmeicheln mir wie ein Sykophant, Monsieur.

– Ach, bitte, bleiben Sie doch auf dem Kreuzweg Ihrer Verdauung.

– Kreuzweg meiner Verdauung? Hübsch haben Sie das gesagt. Haben Sie das nicht aus einem von meinen Romanen?

– Nein, es ist von mir.

– Das würde mich doch wundern. Man könnte schwören, das ist Prétextat Tach. Früher kannte ich meine Werke mal auswendig ... Ach ja, das Alter spürt man im Gedächtnis, nicht wahr? Und nicht in den Arterien, wie die Dummköpfe meinen. Moment mal, »Kreuzweg der Verdauung«, wo hab ich das doch geschrieben?

– Monsieur Tach, selbst wenn Sie es geschrieben haben sollten, hätte ich nichtsdestoweniger das Verdienst, es gesagt zu haben, angesichts der Tatsache, daß ...

Der Journalist unterbrach sich und biß sich auf die Lippen.

– ... angesichts der Tatsache, daß Sie nie etwas von mir gelesen haben, nicht wahr? Danke, junger Mann, das war alles, was ich wissen wollte. Was sind Sie bloß für einer, daß Sie auf so einen plumpen Trick hereinfallen? Ich und eine solche Allerweltsphrase erfinden, einen Firlefanz wie diesen »Kreuzweg der Verdauung«? Das ist Westentschentheologie, Ihr Niveau, nicht meines! Jedenfalls, ich stelle fest – und ein bißchen senil, wie ich ja bin, erleichtert es mich sogar –, daß die Welt der Literatur sich nicht geändert hat: Diejenigen sind immer noch obenauf, die so zu tun verstehn, als hätten sie den großen Dingsda Sowieso gelesen. Nur, in Ihrer Zeit ist das nicht mehr schwierig. Heute gibt es Heftchen, mit deren Hilfe jeder Analphabet sich den Anschein mittlerer Schulbildung geben und über die großen Schriftsteller reden kann. In einem haben Sie sich übrigens getäuscht: daß jemand mich nicht gelesen hat, rechne ich ihm als Verdienst an. Den Journalisten würde ich anbeten, der mich interviewen käme, ohne überhaupt zu wissen, wer ich bin, und der aus dieser Unwissenheit auch kein Hehl machte. Aber wenn einer nichts von mir weiß als das, was diese erbärmlichen Trockenmilchshakes hergeben – »gießen Sie Wasser drauf, und Sie haben einen trinkfertigen Milchshake« —, kann man sich etwas noch Läppischeres vorstellen?

– Versuchen Sie mich zu verstehen. Wir haben den 15., und die Nachricht von Ihrer Krankheit ist erst am 10. gekommen. Sie haben schon zweiundzwanzig dicke Romane veröffentlicht, und wie hätte ich die in der kurzen Zeit lesen

sollen, vor allem in dieser Aufregung, wo alles auf die kleinste Nachricht aus dem Mittleren Osten lauert?

– Die Golfkrise ist natürlich interessanter als mein Kadaver, das muß ich zugeben. Aber die Zeit, die Sie damit verbracht haben, sich durch diese Heftchen mit den Zusammenfassungen meiner Werke zu wühlen, hätten Sie besser daran wenden sollen, wenigstens zehn Seiten aus einem von meinen zweiundzwanzig Büchern zu lesen.

– Ich will Ihnen etwas gestehen.

– Nicht nötig, ich hab es schon begriffen: Sie haben es versucht, aber schon vor der zehnten Seite kapituliert, stimmt's? Ich hab es mir gleich gedacht, als ich Sie gesehen habe. Leute, die mich gelesen haben, erkenne ich auf den ersten Blick; man kann es ihnen vom Gesicht ablesen. Sie, Sie wirkten weder bedrückt noch aufgekratzt, weder dick noch dünn, auch nicht verzückt: Sie wirkten einfach normal. Also hatten Sie mich nicht gelesen, ebensowenig wie Ihr Kollege gestern. Das ist übrigens auch der Grund, warum ich trotz allem noch eine Spur von Sympathie für Sie bewahre – um so mehr, weil Sie schon vor der zehnten Seite aufgegeben haben: das beweist eine Charakterstärke, deren ich selbst nie fähig gewesen bin. Außerdem, Ihr Ansatz zu einem Geständnis, auch wenn überflüssig, ehrt Sie. Ich hätte es Ihnen ja auch sehr übelgenommen, wenn Sie mich allen Ernstes gelesen hätten und jetzt so wären, wie Sie sind. Aber Schluß mit diesen albernem Konjunktiven! Wir waren bei meiner Verdauung, wenn ich mich recht entsinne.

– Richtig. Genauer gesagt, bei den Karamelbonbons.

– Nun ja, wenn ich mit dem Mittagessen fertig bin, be-

gebe ich mich ins Rauchzimmer. Das ist einer der Höhepunkte des Tages. Ihre Interviews dulde ich nur vormittags, denn nachmittags rauche ich bis 17 Uhr.

– Warum bis 17 Uhr?

– Um 17 Uhr kommt diese stupide Person von einer Pflegerin, die es für nötig hält, mich von Kopf bis Fuß zu waschen: wieder so eine Idee von Gravelin. Jeden Tag baden, stellen Sie sich das vor! Vanitas vanitatum sed omnia vanitas. Na, und da räche ich mich, so gut ich kann. Ich Sorge dafür, daß ich so schlimm wie möglich stinke, um die dumme Pute zu ärgern. Ich spicke meine Mittagsmahlzeit mit ganzen Knoblauchzehen, angeblich wegen irgendwelcher Kreislaufbeschwerden, und dann qualme ich wie ein Türke, bis meine Waschfrau hier eindringt.

Und er lachte wie ein Lausbub.

– Sie wollen mir doch nicht sagen, daß Sie soviel rauchen, bloß um die arme Frau zu ersticken?

– Das wäre schon Grund genug, aber die Wahrheit ist, ich bin verrückt nach Zigarren. Wenn ich mich zum Rauchen nicht gerade an diese Stunden hielte, wäre bei dieser Tätigkeit überhaupt nichts Schlimmes – ich sage Tätigkeit, denn für mich ist Rauchen eine Beschäftigung, die mich voll in Anspruch nimmt und bei der ich keinerlei Besuch und keinerlei Ablenkung dulde.

– Das ist sehr interessant, Monsieur Tach, aber wir wollen nicht abschweifen: die Zigarren haben doch mit Ihrer Verdauung nichts zu tun.

– Glauben Sie? Da bin ich nicht so sicher. Na schön,

wenn Sie das nicht interessiert ... Und mein Bad, interessiert Sie das?

– Nein, sofern Sie nicht die Seife essen oder das Badewasser austrinken.

– Ist Ihnen klar, daß diese Schlampe mich nackt auszieht, alle meine Wülste abschrubbt und mir das Hinterteil duscht? Ich bin sicher, ihr geht einer ab dabei, wenn sie so einen wehrlosen Fettwanst befigert, der nackt ist und ohne Haare. Diese Krankenpflegerinnen haben doch alle so eine Obsession. Warum wählen die sonst diesen ekelhaften Beruf?

– Monsieur Tach, ich glaube, wir schweifen schon wieder ab.

– Das seh ich nicht ein. Diese tagtägliche Episode ist so pervers, daß meine Verdauung dadurch gestört wird. Stellen Sie sich das vor! Ich, mutterseelenallein und splitterfasernackt, werde in meiner ganzen ungeheuren Adipositas von dieser vollständig bekleideten Person gedemütigt, die jeden Tag, wenn sie mich auszieht, ihre professionelle Miene aufsetzt, um zu verbergen, daß ihr dabei der Schlüpferr naß wird, sofern sie überhaupt einen trägt, die läufige Hündin, und ich wette, wenn sie dann wieder ins Krankenhaus kommt, dann erzählt sie die Sache in allen Einzelheiten ihren Spießgesellinnen – das sind doch alles genau solche Ferkel –, und es kann sogar sein, daß sie ...

– Monsieur Tach, ich bitte Sie!

– Ja, mein Bester, das wird Sie lehren, mich auf Band aufzunehmen! Wenn Sie Notizen machen würden wie ein anständiger Journalist, dann könnten Sie diese senilen Schändlichkeiten weglassen, die ich Ihnen da erzähle. Aber mit

Ihrem Apparat, da ist es doch unmöglich, meine Perlen zwischen meinen Sauereien herauszupicken.

– Und danach, wenn die Pflegerin gegangen ist?

– Danach, jetzt schon? Sie haben's aber eilig! Danach, dann ist es 18 Uhr durch. Die Schlampe hat mich in den Pyjama gesteckt, wie ein Baby, das man badet und wickelt, bevor man ihm sein letztes Fläschchen gibt. Um die Zeit ist mir dermaßen infantil zumute, daß ich anfangs zu spielen.

– Zu spielen? Was denn?

– Egal was. Ich fahre Rennen mit meinem Rollstuhl, baue mir einen Slalom auf, werfe Darts – sehn Sie, da hinter Ihnen, an der Wand, das sind die Löcher –, oder aber, mein größtes Vergnügen, ich reiße aus den Klassikern die schlechten Seiten raus.

– Wie bitte?

– Ja, ich streiche sie zusammen. *Die Prinzessin von Clèves* zum Beispiel: ein exzellenter Roman, aber viel zu lang. Vermutlich haben Sie ihn nicht gelesen, dann kann ich Ihnen meine Kurzfassung nur empfehlen: ein Meisterwerk, die Quintessenz des Buches.

– Monsieur Tach, was würden Sie dazu sagen, wenn man in drei Jahrhunderten aus Ihren Romanen die Seiten herausreißt, die man dann überflüssig findet?

– Ich wette, in meinen Büchern finden Sie keine einzige überflüssige Seite.

– Das hätte Madame de La Fayette auch gesagt.

– Sie wollen mich doch nicht mit diesem Flittchen vergleichen?

– Aber bitte, Monsieur Tach ...

– Wollen Sie wissen, wovon ich heimlich träume? Von

einem Autodafé. Einem schönen großen Feuer aus meinen sämtlichen Werken. Da staunen Sie, was?

– Na schön. Und nach diesen Zerstreuungen, was machen Sie dann?

– Ihnen spukt immer nur dies eine Thema im Kopf herum, meine Güte! Sobald ich mal anfangen von etwas anderem zu reden, bringen Sie mich wieder aufs Fressen zurück.

– Es spukt mir überhaupt nicht im Kopf herum, aber wir haben nun mal davon angefangen, darum müssen wir's auch bis zu Ende durchziehen.

– Es spukt Ihnen nicht im Kopf herum? Ich bin enttäuscht von Ihnen, junger Mann. Also reden wir weiter vom Fressen, da es Ihnen ja überhaupt nicht im Kopf herumspukt. Wenn ich also schön die Klassiker gekürzt, schön meine Darts geworfen, schön gespielt habe, schön Slalom gefahren, wenn all diese pädagogisch sinnvollen Beschäftigungen mich die Schrecken des Bades haben vergessen lassen, dann schalte ich den Fernseher ein, wie die kleinen Kinder, die sich noch den ihnen zugedachten Schwachsinn ansehen dürfen, bevor sie ihr Abendsüppchen mit den ABC-Nudeln kriegen. Um diese Zeit ist das Fernsehen sehr interessant. Es gibt Werbespots bis zum Gehtnichtmehr, besonders für Eßwaren. Ich zappe so hin und her, daß die längste Werbesendung der Welt für mich herauskommt. Bei den sechzehn europäischen Programmen ist es für einen intelligenten Zapper gut möglich, eine halbe Stunde lang ununterbrochen nur Reklame zu sehen. Es ist eine herrliche Oper in vielen Sprachen durcheinander: das holländische Shampoo, die italienischen Kekse, das biologische Wasch-

mittel aus Deutschland, die französische Butter etc. Wenn die Programme wieder stupid werden, schalte ich ab. Mit meinem durch die Hunderte von Reklamen frisch angefachten Appetit mache ich mich nun ans Abendessen. Zufrieden, ja? Sie hätten mal Ihr Gesicht sehen sollen, als ich eben so tat, als ob ich wieder abschweifen würde. Keine Sorge, Sie kriegen schon noch Ihren Scoop! Aber ich esse abends nur leicht. Ich begnüge mich mit kalten Gerichten: Schweinehack, geronnenes Bratenfett, roher Speck, das Öl aus einer Dose Sardinen – die Sardinen mag ich nicht so, aber sie geben dem Öl einen Geschmack; also schmeiße ich die Sardinen weg und behalte nur das Öl, und das trinke ich pur. Lieber Himmel, was haben Sie denn?

– Nichts. Bitte, erzählen Sie nur weiter.

– Sie sehen gar nicht gut aus, kann ich Ihnen versichern. Dazu trinke ich eine sehr fette Brühe, die ich lange vorher zubereitet habe: Hühnersterze, Schweinefüßchen, Speckschwarten und Markknochen mit einer Mohrrübe mehrere Stunden lang kochen lassen. Dann gebe ich noch einen Löffel Schweineschmalz dazu, nehme die Mohrrübe raus und lasse das Ganze vierundzwanzig Stunden lang kalt werden. Ja, diese Brühe trinke ich gern kalt, wenn das Fett sich zu einer festen Schicht abgesetzt hat, von der man glänzende Lippen bekommt. Aber keine Sorge, ich lasse nichts umkommen, denken Sie ja nicht, daß ich all das köstliche Fleisch nun wegwerfe! Durch das lange Auskochen hat es zwar an Saft verloren, dafür aber eine zarte Öligkeit gewonnen. Eine besondere Leckerei sind diese Hühnersterze, deren gelbes Fett nun eine feine, schwammige Konsistenz angenommen hat ... Was haben Sie denn nur?

– Ich ... ich weiß nicht. Ein bißchen Klaustrophobie vielleicht. Könnte man nicht ein Fenster aufmachen?

– Ein Fenster aufmachen, am 15. Januar? Nicht dran zu denken. Dieser kalte Sauerstoff würde Ihr Tod sein. Nein, ich weiß schon, was Ihnen jetzt guttäte.

– Gestatten Sie, daß ich einen Moment rausgehe?

– Kommt nicht in Frage, bleiben Sie im warmen Zimmer! Ich werde Ihnen einen Alexander machen, auf meine Art, mit ausgelassener Butter.

Bei diesen Worten verfärbte sich das aschfahle Gesicht des Journalisten ins Grünliche: gekrümmt, die Hand vor dem Mund, rannte er aus dem Zimmer.

Tach rollte mit Vollgas zum Fenster, das auf die Straße hinausging, und schaute mit tiefer Befriedigung zu, wie der Unglückliche fix und fertig draußen auf den Knien lag und kotzte.

Triumphierend murmelte der Dicke in die Falten seines Vierfachkinns:

– Wenn man so zartbesaitet ist, kommt man nicht, um sich mit einem Prétextat Tach zu messen.

Hinter der Gardine verborgen, konnte er sich dem Vergnügen hingeben, zu sehen, ohne gesehen zu werden, und was er sah, waren zwei Männer, die aus dem Café gegenüber geflitzt kamen und zu ihrem Kollegen hinstürmten, der nun mit entleertem Magen auf dem Trottoir lag, neben sich das Tonband, das er nicht abgestellt hatte: also waren die Kotzgeräusche ebenfalls drauf.

Als sie ihn im Café auf eine Bank gelegt hatten, erholte er sich wieder, mehr oder weniger. Aber mehrere Mal sagte er mit verdrehten Augen:

– Bloß nichts mehr essen ... Nie wieder essen ...

Man gab ihm lauwarmes Wasser zu trinken, das er mißtrauisch beäugte. Die Kollegen wollten sein Band abhören, aber er verwahrte sich:

– Nicht in meiner Anwesenheit, ich bitt euch!

Die Frau des Opfers wurde angerufen und kam ihn im Wagen abholen. Als er fort war, konnte man endlich das Band hören. Die Worte des Schriftstellers weckten Abscheu, Gelächter und Begeisterung.

– Der Typ ist eine Goldmine! Das nenn ich einen Charakter!

– Er ist so herrlich fies!

– Wenigstens einer, der mit der Soft-Ideologie nichts am Hut hat!

– Und mit der Light-Ideologie auch nicht!

– Der hat schon eine Art, seinen Gegner aufs Kreuz zu legen!

– Er ist sehr stark. Von unserem Freund kann ich das nicht sagen. Er ist wirklich in alle Fallen hineingetappt.

– Ich will ja nicht in seiner Abwesenheit über ihn herziehen, aber warum muß er ihm auch alle diese Fragen nach seiner Ernährung stellen! Ich kann den Dicken verstehn,

daß er das nicht mit sich machen läßt. Wenn man schon mal die Chance hat, so ein Genie zu interviewen, redet man doch nicht vom Fressen.

Innerlich waren diese beiden Journalisten heilfroh, daß sie nicht als erster oder zweiter hatten antreten müssen. Soweit sie jeder gegen sich selbst insgeheim ehrlich waren, wußten sie, daß sie anstelle der beiden Unglücksrabben dieselben Themen angeschnitten hätten, die zwar dumm, aber unvermeidlich waren; und um so mehr freuten sie sich, daß sie sich damit nicht mehr abgeben mußten: Ihnen blieben die glänzenden Rollen vorbehalten, und das würden sie sich zunutze machen – was sie nicht hinderte, sich auf Kosten ihrer unglücklichen Vorgänger ein wenig zu delectieren.

So war es an diesem schrecklichen Tag, an dem die ganze Welt beim Gedanken an den bevorstehenden Krieg erschauerte, einem fettleibigen, gelähmten und wehrlosen Greis immerhin gelungen, die Aufmerksamkeit einer Handvoll Medienpriester vom Golf abzulenken. Es gab sogar einen unter ihnen, der in dieser Nacht der allgemeinen Schlaflosigkeit mit leerem Magen zu Bett ging und in den schweren, erschöpfenden Schlaf eines Leberkranken fiel, ohne im mindesten an die Menschen zu denken, die sterben würden.

Tach hatte gründlich die wenig bekannten Kräfte für sich spielen lassen, die vom Ekel ausgehen. Das Fett war sein Napalm, der Alexander seine chemische Waffe. An diesem Abend rieb er sich die Hände wie ein Feldherr nach einer siegreichen Schlacht.

Und, hat der Krieg angefangen?

– Noch nicht, Monsieur Tach.

– Aber es wird doch bald losgehn?

– Wenn man Sie so hört, könnte man denken, Sie hoffen darauf.

– Falsche Versprechungen sind mir ein Greuel. Diese Bande von Komikern hat uns für den 15. um Mitternacht einen Krieg versprochen. Jetzt haben wir den 16., und nichts ist passiert. Wen wollen die eigentlich verarschen? Milliarden Leute sitzen vor den Fernsehern und warten.

– Sind Sie für diesen Krieg, Monsieur Tach?

– Ob ich für den Krieg bin! Was für ein Quatsch! Wie kann man den Krieg lieben? Was für eine alberne und unnütze Frage! Kennen Sie vielleicht Leute, die den Krieg lieben? Warum fragen Sie mich nicht gleich, ob ich zum Frühstück Napalm futtere, wenn Sie schon beim Thema sind?

– Was Ihre Ernährung angeht, das Kapitel hätten wir wohl abgeschlossen.

– Ah so? Weil Sie sich auch noch gegenseitig bespitzeln, wie? Die schmutzige Arbeit lassen Sie von zwei Pechvögeln vorweg erledigen, und dann kommen Sie und setzen sich in Positur, was? Das ist ja reizend. Und Sie halten sich wohl für intelligenter, weil Sie mir so prächtige Fragen stellen wie die, ob ich für den Krieg bin? Und ich, ich muß ein genialer Schriftsteller sein, weltweit bewundert und mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet, damit ein grüner Junge daherkommen kann und mich mit so gut wie tautologi-

schen Fragen löchert, auf die der letzte Trottel dieselbe Antwort geben würde wie ich!

– Gut. Sie lieben den Krieg also nicht, wollen aber, daß er stattfindet?

– Beim gegenwärtigen Stand der Dinge ist er eine Notwendigkeit. All die kleinen Ferkel von Soldaten geilten sich schon auf, und man muß ihnen die Gelegenheit geben, zu ejakulieren, sonst kriegen sie Pickel und kommen heulend zu ihrer Mama gerannt. Die jungen Leute enttäuschen, das wäre mies.

– Mögen Sie die jungen Leute, Monsieur Tach?

– Sie haben wirklich ein Talent, neue und brillante Fragen zu stellen. Ja, stellen Sie sich vor, ich schwärme für die jungen Leute.

– Das ist aber eine Überraschung! So wie ich Sie kenne, hätte ich gedacht, Sie könnten sie nicht riechen.

– »So wie ich Sie kenne«! Für wen halten Sie sich?

– Ich meine, so wie ich Ihren Ruf kenne ...

– Wie ist denn mein Ruf?

– Meine Güte ... schwer zu sagen.

– Na ja. Aus Rücksicht auf Sie will ich Ihnen die Antwort erlassen.

– Also, Sie mögen die jungen Leute? Aus welchen Gründen?

– Ich mag die jungen Leute, weil sie all das sind, was ich nicht bin. Insofern verdienen sie Liebe und Bewunderung.

– Das ist eine erschütternde Antwort, Monsieur Tach.

– Brauchen Sie ein Taschentuch?

– Warum versuchen Sie, die noblen Regungen Ihres Herzens ins Lächerliche zu ziehen?

– Die noblen Regungen meines Herzens! Wo zum Teufel holen Sie bloß dergleichen Eseleien her?

– Tut mir leid, Monsieur, aber die haben Sie mir eingegeben: was Sie über die jungen Leute gesagt haben, war wirklich bewegend.

– Hören Sie weiter, und Sie werden sehn, ob es bewegend war.

– Ja, hören wir weiter!

– Ich mag die jungen Leute, weil sie all das sind, was ich nicht bin, hab ich gesagt. Nun, die jungen Leute sind schön, flink, dumm und boshaft.

– ...?

– Nicht wahr? Eine erschütternde Antwort, um Ihre Worte zu gebrauchen.

– Ich nehme an, Sie scherzen?

– Sehe ich etwa so aus? Und außerdem, wo wäre der Scherz? Können Sie ein einziges von diesen Adjektiven bestreiten?

– Selbst wenn ich zugäbe, daß diese Adjektive zutreffend sind, betrachten Sie sich da wirklich als Gegenpol?

– Na was denn? Finden Sie mich vielleicht schön, flink, dumm und boshaft?

– Schön nicht, flink nicht, dumm auch nicht ...

– Sie können sich denken, wie mich das beruhigt.

– Aber boshaft, das sind Sie!

– Ich, boshaft?

– Unbedingt.

– Boshaft? Sie sind nicht bei Trost. In den dreiundachtzig Jahren, seit ich auf der Welt bin, habe ich noch keinen so unglaublich gütigen Menschen wie mich getroffen. Ich bin

von einer ungeheuerlichen Freundlichkeit, einer Freundlichkeit, daß ich, wenn ich mir selbst begegnete, kotzen müßte.

– Sie meinen das nicht ernst.

– Das ist der Gipfel! Nennen Sie mir einen einzigen, der nicht besser wäre als ich (das ist unmöglich), sondern nur ebenso gut.

– Nun ... der Erstbeste.

– Der Erstbeste? Also Sie, wenn ich recht verstehe? Sie Witzbold!

– Ich oder egal wer.

– Sprechen Sie nicht über egal wen, Sie kennen ihn nicht. Sprechen Sie von sich! Aufgrund von was wagen Sie zu behaupten, daß Sie ebenso gut sind wie ich?

– Aufgrund des klarsten Augenscheins.

– Na ja. Wie ich mir's gedacht hab, Sie haben kein Argument.

– Also, Monsieur Tach, bitte, jetzt hören Sie mal auf zu spinnen! Ich habe die Interviews der beiden Kollegen gehört, die vor mir da waren. Auch wenn ich nichts von Ihnen kennen würde als diese beiden Kostproben, wüßte ich schon, woran ich mit Ihnen bin. Können Sie leugnen, daß Sie die beiden armen Kerle gemartert haben?

– Was für eine Unaufrichtigkeit! Die haben mich gemartert.

– Für den Fall, daß Sie es noch nicht wissen, dem einen wie dem andern geht es hundsmiserabel, seit sie's mit Ihnen zu tun hatten.

– Post hoc, ergo propter hoc, nicht wahr? Sie stellen Kausalbeziehungen her, junger Mann, die völlig beliebig sind.

Der erste ist krank geworden, weil er zuviel Porto-Flip getrunken hat. Sie wollen hoffentlich nicht behaupten, den hätte ich ihm eingeflößt? Der zweite hat nicht lockergelassen, bis ich ihm alles über meine Ernährung sagte. Wenn er dann nicht ertragen konnte, was er hörte, ist das nicht meine Schuld, oder? Ich darf noch hinzufügen, daß die beiden mir unverschämt gekommen sind. Oh, ich hab alles hingenommen, sanft wie ein Lamm auf dem Opferralter. Aber sie haben dafür büßen müssen. Sehn Sie, man kommt immer wieder auf die Evangelien zurück: Christus hat es schon gesagt, daß die Bösen und Haßerfüllten in erster Linie sich selbst schaden. Der Grund für die Qualen, die Ihre Kollegen jetzt durchmachen.

– Monsieur Tach, darf ich Sie bitten, mir in aller Ehrlichkeit eine Frage zu beantworten: Halten Sie mich für einen Trottel?

– Natürlich.

– Danke für die ehrliche Antwort.

– Sie brauchen mir nicht zu danken, ich kann gar nicht lügen. Außerdem, ich verstehe nicht, warum Sie mir eine Frage stellen, wenn Sie die Antwort im voraus kennen: Sie sind jung, und ich habe Ihnen nicht verhohlen, was ich über junge Leute denke.

– Was das angeht, finden Sie nicht, daß Ihnen ein bißchen die Nuancen fehlen? Man kann doch nicht alle jungen Leute über einen Kamm scheren.

– Muß ich zugeben. Manche jungen Leute sind weder schön noch flink. Sie zum Beispiel: ob Sie flink sind, weiß ich nicht, aber schön sind Sie nicht.

– Vielen Dank. Und wie ist es mit der Bosheit und der

Dummheit? Gibt es da keine Ausnahmen unter den jungen Leuten?

– Ich kenne nur eine Ausnahme: mich.

– Wie waren Sie denn mit zwanzig?

– Wie jetzt. Allerdings konnte ich da noch laufen. Sonst wüßte ich nicht, worin ich mich verändert habe. Da war ich auch schon bartlos, fett, mystisch, genial, viel zu freundlich, häßlich, von überlegenem Verstand, einsam, und auch da habe ich schon das Essen und das Rauchen geliebt.

– Alles in allem haben Sie also keine Jugend gehabt?

– Ich bewundere Ihre Sprache, man könnte denken, man hört ein Verzeichnis von Gemeinplätzen. Also gut, ich bin einverstanden, daß Sie mich sagen lassen, »jawohl, ich habe keine Jugend gehabt« – aber nur unter der Bedingung, daß Sie in Ihrem Artikel klarstellen, daß der Ausdruck von Ihnen ist. Sonst denken die Leute noch, Prétextat Tach gebraucht die Terminologie der Bahnhofsromane.

– Ich werde es nicht versäumen. Aber jetzt, wenn Sie nichts dagegen haben, erklären Sie mir doch bitte, inwiefern Sie sich für einen gütigen Menschen halten, mit Beispielen, wenn möglich.

– Herrlich, dieses »wenn möglich«! Sie glauben wohl nicht so ganz an meine Güte, was?

– Glauben wäre nicht das richtige Wort. Sagen wir, ich kann sie mir nicht vorstellen.

– Sieh einer an! Na schön, junger Mann, dann stellen Sie sich mal vor, was mein Leben gewesen ist: ein Opfer von dreiundachtzig Jahren. Was ist dagegen das Opfer Christi? Mein Leidensweg ist fünfzig Jahre länger gewesen. Und binnen kurzem wird mir eine Apotheose zuteil werden, die

unendlich viel erstaunlicher, langwieriger, elitärer und vielleicht auch schmerzhafter sein wird: ein Todeskampf, der an meinem Fleisch die rühmlichen Stigmata des Elzenveilverplatzschen Syndroms hinterlassen wird. Ich will über unseren Heiland nichts Abträgliches sagen, aber an Knorpelkrebs hätte *er* beim besten Willen nicht sterben können.

– Ja und?

– Wie, ja und? Ob man am Kreuz krepitiert, was damals so banal war wie ein Regenschauer, oder an einem erlesenen Syndrom – finden Sie denn, das läuft auf dasselbe raus?

– Sterben ist immer Sterben.

– Mein Gott! Ist Ihnen klar, was für eine Dummheit Sie soeben Ihrem Tonband anvertraut haben? Wenn Ihre Kollegen das hören! Sie Ärmster, in Ihrer Haut möchte ich nicht stecken. »Sterben ist immer Sterben!« Es wäre sehr freundlich von mir, wenn ich Ihnen erlaubte, das zu löschen.

– Kommt nicht in Frage, Monsieur Tach: das ist nun mal meine Meinung.

– Wissen Sie, daß Sie anfangen mich zu faszinieren? Ein solcher Mangel an Unterscheidungsvermögen ist enorm. Man sollte Ihnen mal die Rubrik »überfahrene Hunde« anvertrauen, dann lernen Sie die Hundesprache und können die armen Viecher vorm Verrecken noch fragen, ob sie nicht lieber an einer ungewöhnlichen Krankheit sterben würden.

– Monsieur Tach, kommt es vor, daß Sie andere manchmal auch nicht beschimpfen?

– Ich beschimpfe niemand, Monsieur, ich diagnostiziere. Aber zur Sache, ich darf doch annehmen, daß Sie nie was von mir gelesen haben?

- Irrtum.
- Wie? Das ist nicht möglich. Sie haben einfach nicht das gewisse Etwas, woran man den Tach-Leser erkennt. Es ist eine Lüge.
- Es ist die reine Wahrheit. Ich habe zwar nur einen von Ihren Romanen gelesen, aber den gründlich und wiederholt. Er hat mich geprägt.
- Sie müssen das Buch mit einem andern verwechseln.
- Wie könnte man ein Buch wie *Notzucht zwischen zwei Kriegen* mit einem andern verwechseln? Glauben Sie mir, diese Lektüre hat mich zutiefst durchgeschüttelt.
- Durchgeschüttelt? Durchgeschüttelt! Als ob ich schriebe, um die Leute zu schütteln! Wenn Sie dieses Buch nicht nur diagonal gelesen hätten, wie Sie's vermutlich getan haben, wenn Sie es so gelesen hätten, wie es gelesen werden muß, nämlich mit den Eingeweiden, falls Sie welche haben, Monsieur, dann hätten Sie gekotzt.
- In der Tat gibt es in Ihrem Werk eine Ästhetik des Erbrechens ...
- Eine Ästhetik des Erbrechens! Sie rühren mich zu Tränen!
- Nun ja, um auf das zurückzukommen, wovon wir vorhin sprachen, ich versichere Ihnen, ich habe noch nie ein Werk gelesen, das so zum Bersten voller Bosheit war.
- Eben. Sie wollten Beweise für meine Güte: hier haben Sie einen ganz augenfälligen. Céline hatte das begriffen: der sagte in seinen Vorbemerkungen, seine giftigsten Bücher habe er aus uneigennütziger Freundlichkeit geschrieben, aus unwiderstehlichem Wohlwollen gegen seine Verleumder. Das ist die wahre Liebe.

- Das ist ein bißchen dick, nicht?
- Céline und ein bißchen dick? Sie hätten allen Grund, das zu löschen.
- Aber diese unerträglich bössartige Szene mit der taubstummen Frau, da spürt man doch, daß Sie das triumphierend geschrieben haben.
- Sicher. Stellen Sie sich mal vor, was für ein Vergnügen es ist, Wasser auf die Mühlen seiner Verleumder zu schütten.
- Aha! In diesem Fall, Monsieur Tach, handelt es sich dann aber nicht um Freundlichkeit, sondern um eine trübe Mischung von Masochismus und Paranoia.
- T, t, t! Schmeißen Sie doch nicht mit Wörtern um sich, deren Sinn Sie nicht kennen. Es ist die reine Güte, junger Mann! Welches sind denn Ihrer Ansicht nach die Bücher, die aus reiner Güte geschrieben worden sind? *Onkel Toms Hütte*? *Die Elenden*? Die ganz sicher nicht. Diese Bücher wurden von Leuten geschrieben, die salonfähig werden wollten. Nein, glauben Sie mir, Bücher, die aus reiner Güte geschrieben wurden, sind unglaublich selten. Die bringt man in der Einsamkeit und Verworfenheit hervor, wohl wissend, daß man nur noch mehr allein und noch verworfener sein wird, nachdem man sie der Welt ins Gesicht geschleudert hat. Das ist normal, denn das wichtigste Merkmal der uneigennütigen Freundlichkeit ist es, daß sie wechselbar, unkenntlich, unsichtbar und gar nicht zu vermuten ist: eine gute Tat, die sich als solche zu erkennen gibt, ist niemals uneigennützig. Da sehn Sie nun, was ich für ein guter Mensch bin.
- Was Sie eben sagten, ist paradox. Sie erklären mir, daß

die wahre Güte sich verborgen hält, versichern aber laut-
hals, daß Sie gut seien.

– Oh, das kann ich mir nach Herzenslust gestatten, denn
glauben wird man mir ja sowieso nicht.

Der Journalist mußte lachen.

– Sie haben faszinierende Argumente, Monsieur Tach. Sie
behaupten also, Sie hätten Ihr Leben dem Schreiben aus
reiner Güte gewidmet?

– Es gibt noch mehr, was ich aus reiner Güte getan habe.

– Zum Beispiel?

– Die Liste ist lang: die Ehelosigkeit, die Fresserei etc.

– Könnten Sie das erklären?

– Die Güte ist natürlich nie mein einziger Beweggrund
gewesen. Zum Beispiel meine Ehelosigkeit: Es ist wohl all-
gemein bekannt, daß ich am Geschlechtsverkehr keinerlei
Interesse habe. Aber ich hätte ja trotzdem heiraten können,
und sei es auch nur wegen des Vergnügens, meiner Frau auf
die Nerven zu gehn. Doch da kommt mir meine Freund-
lichkeit dazwischen: Ich heirate also nicht, um das arme
Weib zu verschonen.

– Gut. Und wie ist das mit der Gefräßigkeit?

– Versteht sich doch von selbst: Ich bin der Messias der
Verfettung. Wenn ich sterbe, nehme ich alle überzähligen
Kilo der Menschheit auf meine Schultern.

– Sie wollen sagen, daß Sie symbolisch ...

– Achtung! Sprechen Sie in meiner Anwesenheit niemals
das Wort Symbol aus, es sei denn, es wäre von Chemie die
Rede, und das in Ihrem Interesse.

– Es tut mir ja leid, daß ich so dumm und stumpfsinnig bin, aber ich versteh Sie wirklich nicht.

– Ist nicht weiter schlimm, Sie sind nicht der einzige.

– Könnten Sie mir's nicht erklären?

– Ich verschwende nicht gern meine Zeit.

– Monsieur Tach, wenn ich schon zugebe, daß ich für mein Teil vernagelt bin – können Sie sich nicht vorstellen, daß hinter mir vielleicht ein künftiger Leser dieses Artikels steht, ein intelligenter und wacher Leser, der es verdient hätte, daß Sie sich ihm verständlich machen? Und den Ihre letzte Antwort enttäuschen würde?

– Angenommen, ein solcher Leser existiert, und angenommen, er ist wirklich wach und intelligent, dann braucht er keine Erklärung.

– Da kann ich nicht zustimmen. Selbst ein gescheiter Mensch braucht eine Erklärung, wenn er mit einem neuen und unbekannten Gedanken konfrontiert wird.

– Was wissen Sie davon? Sie sind noch nie gescheit gewesen.

– Sicher, aber ich versuche in aller Bescheidenheit, mir vorzustellen, wie das wäre.

– Mein armer Junge!

– Dann beweisen Sie mir doch bitte mal Ihre sprichwörtliche Güte, und erklären Sie's mir!

– Was soll ich Ihnen sagen! Wirklich wache und intelligente Leute würden keine solchen Erklärungen von mir erbetteln. Das ist das Kennzeichen eines ordinären Verstandes, daß er alles erklärt haben will, auch das, was sich nicht erklären läßt. Warum sollte ich Ihnen also Erklärungen liefern, die den Idioten sowieso nicht einleuchten

würden und die für die scharfsinnigeren Köpfe unnötig wären?

– Bis jetzt war ich schon häßlich, dumm und stumpfsinnig, nun kommt auch noch ordinär hinzu, wenn ich Sie recht verstehe?

– Ihnen entgeht auch nichts!

– Wenn ich mir erlauben darf, das zu sagen, Monsieur Tach, auf die Weise machen Sie sich nicht sympathisch.

– Sympathisch, ich? Das fehlte grad noch. Und außerdem, wer sind Sie, daß Sie mir Moral predigen wollen, keine zwei Monate vor meinem gloriosen Ende? Für wen halten Sie sich? Sie fangen Ihren Satz mit »wenn ich mir das erlauben darf« an, aber nein, Sie dürfen sich's nicht erlauben! Los, raus, Sie werden mir lästig!

– ...

– Sind Sie taub?

Verlegen begab sich der Journalist ins Café gegenüber zu seinen Kollegen. Ob er sich gut aus der Affäre gezogen hatte, wußte er nicht.

Als sie das Band abhörten, sagten die Kollegen nichts, aber ihr herablassendes Lächeln galt mit Sicherheit nicht Tach.

– Ein schwerer Fall, der Typ! erzählte das letzte Opfer. Versucht mal, den zu verstehen! Man weiß nie, wie er reagieren wird. Manchmal hat man den Eindruck, er kann sich alles anhören und nichts kränkt ihn; an manchen unver-

schämten kleinen Nuancen bei manchen Fragen scheint er sogar seinen Spaß zu haben. Und dann plötzlich, ohne Vorwarnung, explodiert er wegen irgendeiner Lappalie oder setzt einen vor die Tür, wenn man das Pech hatte, eine kleine und ganz legitime Bemerkung zu machen, die ihm nicht paßt.

– Das Genie duldet eben keine kleinen Bemerkungen, warf ein Kollege ein, fast so hochnäsig, als wäre er Tach persönlich.

– Ja, was denn? Hätte ich mich beschimpfen lassen sollen?

– Das Ideale wäre gewesen, ihn nicht erst zu diesen Beschimpfungen zu inspirieren.

– Du bist gemein! Die Welt inspiriert ihn zu nichts als Beschimpfungen.

– Der arme Tach! Ein Titan im Exil.

– Der arme Tach? Das ist die Höhe! Wir sind die armen Kerle!

– Du verstehst also nicht, daß wir ihm zur Last fallen?

– Doch, soviel habe ich schon begriffen. Aber irgendwer muß diesen Job schließlich doch machen, oder nicht?

– Warum? spuckte der Spielverderber dazwischen, der glaubte, eine Erleuchtung zu haben.

– Na, warum bist du denn Journalist geworden, du Affe?

– Weil ich kein Prétextat Tach werden konnte.

– Hätte dir das gefallen, so ein fetter, graphomaner Eunuuche zu werden?

Ja, es hätte ihm gefallen, und er war nicht der einzige, der so dachte. Die Menschheit ist so beschaffen, daß manche bei

klarem Verstand bereit wären, ihre Jugend, ihren Körper, ihre Geliebten und Freunde, ihr Glück und noch vieles andere mehr auf dem Altar eines Wahnbildes zu opfern, das sie die Ewigkeit nennen.

Na, hat der Krieg angefangen?

– Äh ... ja, es ist soweit, die ersten Raketen sind schon ...

– Gut so!

– Wirklich?

– Die Jugend braucht eine Beschäftigung. Also heute, am 17. Januar, kriegen die Bengels endlich ihren Spaß.

– Wenn man das so nennen kann.

– Was denn, finden Sie das vielleicht nicht lustig, Sie?

– Offen gesagt, nein.

– Finden Sie es vielleicht lustiger, adipöse Greise mit dem Tonbandgerät zu verfolgen?

– Verfolgen? Aber wir verfolgen Sie doch nicht, Sie selbst haben uns autorisiert zu kommen.

– Niemals! Das ist wieder so ein Streich von Gravelin, diesem Hund!

– Hören Sie, Monsieur Tach, Sie werden doch wohl fähig sein, zu Ihrem Sekretär nein zu sagen! Der Mann ist Ihnen treu ergeben und respektiert jeden Wunsch von Ihnen.

– Das reden Sie so daher. Er quält mich und fragt mich nie nach meinen Wünschen. Diese Pflegerin zum Beispiel, da steckt er dahinter!

– Bitte, Monsieur Tach, beruhigen Sie sich. Lassen Sie uns zu unserem Gespräch kommen. Wie erklären Sie sich den außerordentlichen Erfolg ...

– Möchten Sie einen Alexander?

– Nein, danke. Ich sagte gerade, den außerordentlichen Erfolg Ihres ...

- Moment, ich möchte aber einen.

Alchemische Unterbrechung.

– Dieser ganz frisch ausgebrochene Krieg macht mir mordsmäßig Lust auf einen Alexander. Das ist ein sehr festlicher Trank.

– Gut. Monsieur Tach, wie erklären Sie sich den außerordentlichen Erfolg Ihres Werkes in aller Welt?

– Ich erkläre ihn mir nicht.

– Aber bitte, Sie müssen sich das doch mal überlegt und sich Antworten ausgedacht haben.

– Nein.

– Nein? Sie haben sich in Millionen Exemplaren verkauft, bis nach China, und das sollte für Sie kein Grund sein, darüber nachzudenken?

– Die Rüstungsindustrie verkauft jedes Jahr in aller Welt Tausende von Raketen und findet darin auch keinen Grund zum Nachdenken.

– Das ist doch aber etwas anderes.

– Glauben Sie? Die Parallele ist doch frappierend. Diese Anhäufung der Waffen zum Beispiel: ebenso wie vom »Rüstungswettlauf« könnte man auch von einem Wettlauf der Literaturen sprechen. Das eine ist so gut ein Machtmittel wie das andere. Jedes Volk droht mit seinem Schriftsteller oder mit einer ganzen Batterie solcher Leute wie mit Kanonen. Früher oder später wird man auch mit mir drohen, nachdem man vorher meinen Nobelpreis blankgeputzt hat.

– Wenn Sie es so auffassen, bin ich einverstanden. Aber Gott sei Dank ist die Literatur weniger schädlich.

– Das gilt nicht für meine. Meine Literatur ist schädlicher als der Krieg.

– Kann es wohl sein, daß Sie ein wenig prahlen?

– Ich muß ein wenig prahlen, weil ich nun mal der einzige Leser bin, der in der Lage ist, mich zu verstehen. Ja, meine Bücher sind schädlicher als ein Krieg, denn sie machen Lust zu krepieren, während der Krieg Lust macht zu leben. Nachdem die Leute mich gelesen haben, müßten sie sich umbringen.

– Wie erklären Sie sich, daß sie es nicht tun?

– Das wiederum kann ich mir ganz leicht erklären: weil niemand mich liest. Im Grunde ist dies wohl auch die Erklärung für meinen außerordentlichen Erfolg: daß ich so berühmt bin, mein lieber Freund, kommt daher, daß niemand mich liest.

– Paradox!

– Im Gegenteil: wenn die guten Leutchen mich zu lesen versucht hätten, wären sie gegen mich eingenommen, und um sich für die Anstrengung zu rächen, die ich sie gekostet habe, würden sie mich in den Antiquariaten verstauben lassen. Da sie mich aber nicht lesen, finden sie mich erholend und darum sympathisch und gönnen mir den Erfolg.

– Das ist eine ungewöhnliche Argumentation.

– Aber unwiderlegbar. Nehmen Sie zum Beispiel Homer: auch einer, der noch nie so berühmt war wie heute. Kennen Sie aber viele Leser, ich meine, echte Leser der echten *Ilias* und der echten *Odyssee*? Eine Handvoll glatzköpfiger Philologen, das ist alles – denn als Leser werden Sie ja wohl nicht die paar Gymnasiasten mitzählen wollen, die heute noch auf den Schulbänken schläfrig ihren Homer

herunterleiern und dabei hauptsächlich an *Depeche Mode* oder an Aids denken. Und genau dies ist der vortreffliche Grund, warum Homer heute *die* Zitatenguelle ist.

– Angenommen, das wäre richtig – finden Sie diesen Grund dann wirklich vortrefflich? Ist er nicht vielmehr erbärmlich?

– Ich bleibe dabei, er ist vortrefflich. Ist es für einen echten, reinen, großen und genialen Schriftsteller wie mich denn nicht tröstlich zu wissen, daß niemand ihn liest? Daß niemand mit seinem trivialen Blick die Schönheiten besudelt, die ich aus den geheimen Untergründen meiner Einsamkeit heraus erschaffen habe?

– Um diesem trivialen Blick zu entgehen, wäre es da nicht einfacher gewesen, gar nicht erst zu veröffentlichen?

– Zu billig! Nein, sehn Sie, das höchste Raffinement liegt doch darin, sich in Millionen Exemplaren zu verkaufen und nicht gelesen zu werden.

– Vom Geld, das Sie damit verdient haben, ganz zu schweigen.

– Gewiß. Das Geld liebe ich sehr.

– Sie, Sie lieben das Geld?

– Ja. Ich finde es reizend. Ich habe nie viel damit anfangen können, aber ich betrachte es sehr gern. Ein Fünffrancstück ist hübsch wie ein Gänseblümchen.

– Auf den Vergleich wäre ich nie gekommen.

– Ist normal, den Literatur-Nobelpreis haben ja auch nicht Sie.

– Widerspricht dieser Nobelpreis nicht eigentlich Ihrer Theorie? Scheint er nicht zu besagen, daß wenigstens die Jury Sie gelesen haben muß?

– Nichts ist weniger sicher. Aber selbst wenn mich die Mitglieder der Jury gelesen haben sollten, glauben Sie mir, das ändert nichts an meiner Theorie. Es gibt Leute genug, die sich auf die Kunst verstehen zu lesen, ohne zu lesen. Wie Froschmänner durchschwimmen sie die Bücher, ohne sich naßzumachen.

– Ja, davon haben Sie bei einem der vorigen Interviews schon mal gesprochen.

– Das sind die Froschmann-Leser. Sie bilden die ungeheure Mehrheit der bücherlesenden Menschen, und trotzdem habe ich erst sehr spät entdeckt, daß es sie gibt. Ich bin ja so naiv! Ich dachte, alle würden so wie ich lesen; ich, ich lese so, wie ich esse: das heißt nicht nur, daß ich ein Bedürfnis damit befriedige, es heißt vor allem auch, daß das Gelesene in mein Fleisch eingeht und es verwandelt. Man ist nicht derselbe je nachdem, ob man Blutwurst gegessen hat oder Kaviar; und ebenso ist man nicht derselbe je nachdem, ob man gerade Kant gelesen hat (wovor Gott mich bewahre) oder Queneau. Allerdings, statt »man« sollte ich besser sagen »ich und einige andere«, denn die meisten Leute tauchen aus der Lektüre unverändert wieder auf, ob sie nun Proust gelesen haben oder Simenon, ohne eine Faser von dem, was sie vorher waren, eingebüßt und ohne eine hinzugewonnen zu haben. Sie haben gelesen, und damit hat sich's; im günstigsten Fall wissen sie noch, »wovon es handelt«. Glauben Sie nur nicht, daß ich übertreibe. Wie oft habe ich nicht eine intelligente Person gefragt: »Hat Sie dies Buch verändert?« Und man schaut mich groß an, als wollte man sagen: »Warum sollte es mich denn verändern?«

– Gestatten Sie, daß ich mich wundere, Monsieur Tach:

Sie reden jetzt so, als wollten Sie die Bücher verteidigen, die eine Botschaft an den Mann bringen möchten. Das sieht Ihnen nicht ähnlich.

– Sie sind wohl nicht sehr helle, was? Na, können Sie sich vorstellen, daß es diese Bücher »mit Botschaft« sind, die einen Menschen ändern könnten? Nein, die am wenigsten. Die Bücher, die prägen und verwandeln, das sind die ändern, die Bücher aus Lust und Laune, die genialen Bücher und vor allem die schönen Bücher. Ein großes schönes Buch ist zum Beispiel die *Reise ans Ende der Nacht*. Wie sollte man noch derselbe sein, nachdem man es gelesen hat? Und trotzdem, den meisten Lesern gelingt dieses Kunststück ohne Mühe. Nachher sagen sie »ah ja, toll, dieser Céline!« –, und schon sind sie wieder im alten Trott. Gewiß, Céline ist ein Extremfall, aber ich könnte auch andere nennen. Schon wenn man etwas so Bescheidenes wie einen Leo Malet gelesen hat, ist man nicht mehr derselbe: ein Leo Malet verändert einen. Man kann ein junges Mädchen im Regenmantel nicht mehr so ansehen wie vorher, wenn man einen Leo Malet gelesen hat. Aber ja, das ist sehr wichtig: Ob wir den Blick des Lesers verändern, darauf kommt es an.

– Glauben Sie nicht, daß jeder Leser, ob bewußt oder nicht, die Dinge anders ansieht, nachdem er ein Buch gelesen hat?

– O nein! Nur ein auserwähltes Häuflein unter den Lesern ist dazu fähig. Die andern sehen die Dinge weiterhin so platt an wie schon immer. Und auch hier handelt es sich ja immerhin noch um Leser – an und für sich schon eine sehr seltene Rasse. Die meisten Leute lesen überhaupt nicht. Dazu fällt mir ein vortreffliches Zitat ein, von einem Intel-

lektuellen, dessen Namen ich vergessen habe: »Im Grunde lesen die Leute nicht; wenn sie aber lesen, verstehen sie nicht; oder wenn sie verstehen, vergessen sie.« Das faßt die Situation doch ganz prächtig zusammen, finden Sie nicht?

– Ist es dann nicht tragisch, Schriftsteller zu sein?

– Wenn daran etwas Tragisches ist, dann kommt es sicher nicht daher. Nicht gelesen zu werden, ist ein Vorteil. Man kann sich alles erlauben.

– Aber wenigstens zu Anfang, da muß man Sie doch gelesen haben, denn sonst wären Sie ja nicht berühmt geworden.

– Zu Anfang vielleicht, ein klein wenig.

– Ich komme daher noch mal auf meine erste Frage zurück: warum dieser außergewöhnliche Erfolg? Inwiefern haben Sie zu Anfang einer Erwartung des Lesers entsprochen?

– Ich weiß es nicht. Das waren die 30er Jahre. Es gab kein Fernsehen, und die Leute mußten sich eben mit irgendwas beschäftigen.

– Ja, aber warum mit Ihnen statt mit irgendeinem ändern Schriftsteller?

– Eigentlich hat mein großer Erfolg erst nach dem Krieg begonnen. Das ist übrigens um so drolliger, als ich an dieser Posse ja überhaupt nicht teilgenommen habe: Ich war damals schon fast bewegungsunfähig, und schon zehn Jahre vorher hatte man mich wegen der Verfettung für dienstuntauglich erklärt. Fünfundvierzig kam die Zeit der Buße: die Leute hatten ein mehr oder weniger verworrenes Gefühl, daß sie sich einiges vorzuwerfen hatten. Da sind sie dann auf meine Romane verfallen, die ihnen Flüche ins Ge-

sicht schleuderten und wo der Unflat sozusagen von den Seiten troff, und sie haben gefunden, dies wäre die gerechte Strafe für das Unmaß ihrer Niedrigkeit.

– Und war es das?

– Das konnte es sein. Es konnte auch etwas anderes sein. Aber so war es nun mal, vox populi, vox dei. Und dann hat man sehr schnell wieder aufgehört, mich zu lesen. Céline übrigens auch: Céline ist wahrscheinlich einer der am wenigsten gelesenen Schriftsteller. Der Unterschied war nur, daß man mich aus guten Gründen nicht las, während man ihn aus schlechten Gründen nicht las.

– Sie sprechen viel von Céline.

– Ich liebe die Literatur, Monsieur. Wundert Sie das?

– Ihn kürzen Sie nicht, nehme ich an?

– Nein. Er kürzt mich, unablässig.

– Sind Sie ihm je begegnet?

– Nein, ich hatte Besseres zu tun: ich hab ihn gelesen.

– Und er, hat er Sie gelesen?

– Gewiß. Ich hab es oft gespürt, wenn ich ihn las.

– Kann es sein, daß Sie Céline beeinflußt haben?

– Weniger als er mich, aber immerhin.

– Und welche anderen haben Sie vielleicht noch beeinflußt?

– Niemand, da mich doch niemand sonst gelesen hat. Jedenfalls, dank Céline bin ich immerhin einmal gelesen worden – wirklich gelesen.

– Da sehn Sie, daß Sie doch den Wunsch hatten, gelesen zu werden.

– Von ihm, nur von ihm! Auf die andern pfeif ich.

– Sind Sie anderen Schriftstellern begegnet?

– Nein, ich bin niemand begegnet, und niemand hat mich aufgesucht. Ich kenne nicht viele Leute: Gravelin natürlich, dann vielleicht noch den Metzger, den Krämer, den Milchmann und den Mann im Tabakladen. Das sind alle, glaub ich. Ach ja, dann ist da noch diese Nutte von einer Pfliegerin, und dann die Journalisten. Ich bin nicht gern unter Leuten. Wenn ich allein lebe, dann weniger aus Liebe zur Einsamkeit als aus Haß auf die menschliche Gattung. Sie können in Ihrer Postille ja schreiben, daß ich ein Scheißmisanthrop bin.

– Warum sind Sie Misanthrop?

– *Das Gesindel* haben Sie wohl nicht gelesen, nehm ich an?

– Nein.

– Natürlich nicht. Hätten Sie's gelesen, wüßten Sie, warum. Es gibt tausend Gründe, die Menschen zu verabscheuen. Der wichtigste ist für mich ihre Unaufrichtigkeit, die absolut unaustilgbar ist. Diese Unaufrichtigkeit hat übrigens noch nie so hoch im Kurs gestanden wie heute. Ich habe mehrere Epochen erlebt, wie Sie sich denken können; trotzdem kann ich Ihnen versichern, ich habe noch nie eine so sehr verabscheut wie diese. Die Ära der Unaufrichtigkeit in voller Blüte. Unaufrichtigkeit ist viel schlimmer als Untreue, Falschheit oder Hinterlist. Wer unaufrichtig ist, belügt sich zunächst einmal selbst, nicht wegen irgendwelcher Gewissensprobleme, sondern zur wohligen Selbstbefriedigung, mit niedlichen Worten wie »Scham« oder »Würde«. Dann erst werden die andern belogen, aber nicht mit ehrlichen und faustdicken Lügen, die Stunk machen – nein, mit kleinen kalorienarmen Lügen, Lügen light, die man mit

einem Lächeln hingespuckt kriegt, als wollte man uns damit eine Freude machen.

– Beispiel?

– Na, denken Sie an die Situation der Frau.

– Wie? Sind Sie denn Feminist?

– Ich und Feminist? Die Frauen hasse ich noch mehr als die Männer.

– Warum?

– Aus tausend Gründen. Zunächst mal, weil sie so häßlich sind. Wie kann man Brüste haben, diese breiten Hüften und was nicht noch alles, womit ich Sie verschonen will? Dann hasse ich die Frauen, weil ich alle Opferlämmer hasse. Eine sehr widerliche Rasse, die Opfer. Wenn man sie von Grund auf ausrotten könnte, vielleicht hätte man dann endlich Ruhe, und vielleicht hätten auch die Opfer selbst dann endlich, wonach sie sich sehnen, nämlich das Martyrium. Die Frauen sind als Opfer besonders schädlich, weil sie vor allem Opfer ihrer selbst, der anderen Frauen sind. Wenn Sie den Bodensatz menschlicher Gefühle kennenlernen wollen, dann sehen Sie sich die Gefühle mal näher an, mit denen Frauen anderen Frauen begegnen: Es wird Sie grausen vor soviel Heuchelei, Eifersucht, Bosheit und Niedertracht. Nie werden Sie sehn, daß zwei Frauen ehrlich mit den Fäusten aufeinander losgehen, nicht mal, daß sie sich eine ordentliche Ladung Schimpfwörter an den Kopf werfen: Hier wird nur mit Tiefschlägen gekämpft, mit kleinen, versteckten Gemeinheiten, die so viel mehr weh tun als ein Schlag in die Fresse. Sie werden mir sagen, das ist nichts Neues, so ist die Welt der Frau seit Adam und Eva. *Ich* sage, daß das Schicksal der Frau noch nie schlimmer gewesen ist –

durch ihr eigenes Verschulden, darüber sind wir uns ja einig, aber was ändert das? Die Lebensumstände der Frau sind heute ein Theater der ekelhaftesten Unaufrichtigkeit.

– Sie haben noch immer nichts erklärt.

– Nehmen wir die Situation, wie sie früher war: Die Frau ist dem Mann unterlegen – leicht begreiflich, man braucht ja nur zu sehen, wie häßlich sie ist. In der Vergangenheit herrschte hier keinerlei Unaufrichtigkeit: Man verheimlichte der Frau ihre Minderwertigkeit nicht und behandelte sie entsprechend. Heute ist es zum Kotzen: Sie ist dem Mann immer noch unterlegen – und immer noch genauso häßlich –, aber man erzählt ihr, sie sei ihm gleichberechtigt. Und weil sie ja dumm ist, glaubt sie das natürlich. Man behandelt sie aber immer noch als minderwertig, wofür die Gehälter nur ein schwacher Indikator sind. Anderes wiegt viel schwerer: Die Frauen hinken immer noch in allen Bereichen hinterher, angefangen bei dem der Verführung – was ja auch angesichts ihrer Häßlichkeit, ihrer geistigen Armut und vor allem ihrer beim geringsten Anlaß losbrechenden Zanklust nicht weiter erstaunlich ist. Man kann also die Unaufrichtigkeit des ganzen Systems nur bewundern: eine häßliche, dumme, boshafte und unliebenswürdige Sklavin wird glauben gemacht, sie habe die gleichen Startchancen wie ihr Herr, während sie tatsächlich nicht ein Viertel davon hat. Ich finde das ekelhaft. Wenn ich eine Frau wäre, würde es mich ekeln.

– Sie denken doch hoffentlich an die Möglichkeit, daß man darin anderer Meinung sein könnte als Sie?

– Daran denken ist nicht das richtige Wort. Ich denke nicht daran, ich stoße mich daran. Im Namen welcher Unaufrichtigkeit getrauen Sie sich, mir zu widersprechen?

– Im Namen meines Geschmacks, zunächst. Ich finde die Frauen nicht häßlich.

– Sie Ärmster, Ihr Geschmack ist Scheiße!

– Ein Busen ist doch schön!

– Sie wissen nicht, was Sie reden. Schon auf dem Hochglanzpapier der Illustrierten sind diese weiblichen Pro tuberanzen an der Grenze des Erträglichen. Was soll man dazu aber erst bei den echten weiblichen Exemplaren sagen, denen, die man nicht vorzuzeigen wagt und die die ungeheure Mehrheit dieser Zitzen ausmachen? Puuuh!

– Das ist Ihr Geschmack. Man muß ihn nicht teilen.

– O nein, auch eine Wurst im Metzgerladen kann man ja schön finden. Nichts ist verboten.

– Das ist ja nun doch was anderes.

– Die Frauen sind minderwertiges Fleisch. Manchmal sagt man von einer Frau, daß sie einem »Wurst« ist. Eigentlich sollte man das von allen Frauen sagen.

– Darf ich Sie dann mal fragen, was Sie denn sind?

– Ein Klumpen Fett, sieht man doch.

– Finden Sie denn nun, daß die Männer schön sind?

– Das hab ich nicht gesagt. Die Männer sind physisch weniger abstoßend als die Frauen. Aber darum sind sie noch nicht schön.

– Also ist niemand schön?

– Doch. Manche Kinder sind sehr schön. Aber leider dauert das nicht lange.

– Sie betrachten also die Kindheit als ein gesegnetes Alter?

– Haben Sie gehört, was Sie eben gesagt haben? »Die Kindheit ist ein gesegnetes Alter.«

– Gewiß, das ist ein Gemeinplatz, aber es stimmt doch, oder nicht?

– Na klar, stimmt es, Sie Viech! Aber muß man es denn aussprechen? Alle Welt weiß es doch.

– Eigentlich, Monsieur Tach, sind Sie ein Verzweifelter.

– Jetzt haben Sie's begriffen! Ruhen Sie sich aus, junger Mann, soviel Geistesblitze müssen sehr anstrengend sein.

– Was sind die Gründe für Ihre Verzweiflung?

– Alles. Weniger, daß die Welt so mies ist, sondern das Leben. Die Unaufrichtigkeit von heute besteht auch in der lautstarken Versicherung des Gegenteils. Hören Sie denn nicht, wie sie alle im Chor brüllen: »Das Leben ist schöööön! Wir lieben das Leben.« Ich könnte die Wände hochgehn, wenn ich solche Dummheiten höre.

– Diese Dummheiten sind vielleicht ehrlich gemeint.

– Ich glaub es auch, und das macht die Sache nur noch schlimmer. Es beweist, daß die Unaufrichtigkeit überzeugend wirkt und daß die Leute auf solchen Unsinn hereinfallen. Sie haben also ein beschissenes Leben und gehen einem beschissenen Beruf nach, wohnen an abscheulichen Orten mit entsetzlichen Personen zusammen und treiben die Niedertracht dann auch noch so weit, das Ganze ihr Lebensglück zu nennen.

– Aber um so besser für die Leute, wenn sie dabei glücklich sind!

– Um so besser für sie, wie Sie sagen.

– Und Sie, Monsieur Tach, worin besteht das Glück für Sie?

– Nichts. Ich habe meine Ruhe, das ist schon mal etwas – oder jedenfalls, ich hatte meine Ruhe.

- Sind Sie noch nie glücklich gewesen?

Schweigen.

- Darf ich das so verstehen, daß Sie schon glücklich gewesen sind? ... Oder darf ich es so verstehen, daß Sie noch nie glücklich gewesen sind?

- Seien Sie still, ich überlege! Nein, ich bin nie glücklich gewesen.

- Das ist furchtbar.

- Brauchen Sie ein Taschentuch?

- Nicht mal in Ihrer Kindheit?

- Ich bin nie Kind gewesen.

- Was wollen Sie damit sagen?

- Das, genau das.

- Sie sind aber doch mal klein gewesen!

- Klein, ja, aber kein Kind. Auch da war ich schon Pré-textat Tach.

- Tatsächlich weiß man von Ihrer Kindheit nichts. Ihre Biographien fangen immer erst da an, wo Sie schon erwachsen sind.

- Ist normal, weil ich ja keine Kindheit gehabt habe.

- Aber Eltern haben Sie doch immerhin gehabt.

- Sie türmen eine geniale Intuition auf die andere, junger Mann.

- Was machten denn Ihre Eltern?

- Nichts.

- Wie das?

- Lebten von Renten. Sehr altes Familienvermögen.

- Hat die Familie noch andere Nachkommen als Sie?

- Kommen Sie vom Finanzamt?
- Nein, ich wollte nur wissen, ob ...
- Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten.
- Journalist sein, Monsieur Tach, heißt, sich um anderer Leute Angelegenheiten kümmern.
- Dann wechseln Sie den Beruf.
- Kommt nicht in Frage. Ich liebe meinen Beruf.
- Sie armer Junge!
- Ich werde meine Frage anders stellen: Erzählen Sie mir doch von der Periode Ihres Lebens, in der Sie am glücklichsten gewesen sind.

Schweigen.

- Wäre es besser, wenn ich meine Frage noch einmal anders stelle?
- Für was für einen Kretin halten Sie mich? Was für ein Spiel treiben Sie da? Schöne Marquise, um Ihrer schönen Augen willen sterbe ich vor Liebe und so weiter, oder was?
- Beruhigen Sie sich, ich versuche doch nur, meinen Beruf auszuüben!
- Na schön, und ich den meinen.
- Ist für Sie ein Schriftsteller denn jemand, dessen Beruf darin besteht, auf Fragen nicht zu antworten?
- Sie sagen's.
- Und Sartre?
- Was ist mit Sartre?
- Na, der hat auf Fragen geantwortet, oder nicht?
- Na und?
- Das widerspricht Ihrer Definition.

- Nicht im mindesten, es bestätigt sie sogar.
 - Wollen Sie sagen, daß Sartre kein Schriftsteller war?
 - Wußten Sie das noch nicht?
 - Aber er hat doch nicht schlecht geschrieben.
 - Auch manche Journalisten schreiben nicht schlecht.
- Aber um ein Schriftsteller zu sein, genügt es nicht, einen guten Stil zu haben.
- Ach nein? Was braucht man denn noch?
 - Vielerlei. Zunächst einmal Hoden. Und zwar sind diese Hoden unabhängig vom Geschlecht; als Beweis mag dienen, daß manche Frauen welche haben. Gewiß, nur sehr wenige, aber es gibt sie: ich denke an Patricia Highsmith.
 - Das ist doch erstaunlich, daß ein großer Schriftsteller wie Sie die Werke von Patricia Highsmith schätzt!
 - Warum, was soll daran so erstaunlich sein? Das sieht nach nichts aus, und doch ist das eine Frau, der die Leute ebenso zuwider sein müssen wie mir, und die Frauen ganz besonders. Man spürt, die schreibt nicht zu dem Zweck, in den Salons vorgelassen zu werden.
 - Und Sartre, der schrieb zu dem Zweck, in den Salons vorgelassen zu werden?
 - Und ob! Ich habe den Herrn zwar nie kennengelernt, aber wenn ich ihn bloß lese, merke ich doch, wie sehr er die Salons geliebt haben muß.
 - Schwer zu schlucken, für einen Linken.
 - Ach was! Glauben Sie denn, die Linken wollen nicht in die Salons? Ich glaube im Gegenteil, die lieben die Salons mehr als alles andere. Das ist ja auch normal: Wenn ich mein Leben lang Arbeiter gewesen wäre, würde ich vermutlich auch von den Salons träumen.

– Jetzt vereinfachen Sie aber sehr stark: Nicht alle Linken sind Arbeiter gewesen. Manche kommen aus gutbürgerlichen Familien.

– Tatsache? Na, für die gibt es dann gar keine Entschuldigung.

– Sind Sie vielleicht ein rabiater Antikommunist, Monsieur Tach?

– Sind Sie vielleicht Frühejakulierer, Monsieur le Journaliste?

– Na, das hat doch damit nichts zu tun.

– Ganz Ihrer Meinung. Also zurück zu den Hoden. Sie sind das wichtigste Organ des Schriftstellers. Wenn ein Schriftsteller keine Hoden hat, stellt er seine Feder in den Dienst der Unaufrichtigkeit. Nehmen wir als Beispiel mal einen Autor mit sehr gutem Stil und geben ihm etwas, worüber er schreiben soll. Wenn er feste Hoden hat, kommt ein Buch wie *Tod auf Kredit* dabei heraus, wenn er keine hat, eines wie *Der Ekel*.

– Finden Sie nicht, daß Sie da ein bißchen zu sehr vereinfachen?

– Das müssen Sie mir sagen, als Journalist? Und ich habe in meiner unendlichen Gutmütigkeit doch nur versucht, mich auf Ihr Niveau zu begeben.

– Das wird doch gar nicht von Ihnen verlangt. Was ich hören möchte, ist doch nur eine präzise und methodische Definition dessen, was Sie mit »Hoden« bezeichnen.

– Warum denn? Sagen Sie bloß nicht, Sie wollen so ein Heftchen über mich schreiben!

– Aber nein! Ich möchte nur ein bißchen mehr Klarheit in der Verständigung mit Ihnen erreichen.

- Na ja, das hatte ich befürchtet.
- Bitte, Monsieur Tach, nur dies eine Mal, machen Sie mir die Aufgabe etwas einfacher!
- Sie sollten wissen, ich habe einen Horror vor Vereinfachungen, junger Mann; und wenn Sie nun verlangen, daß ich mich selbst vereinfache, dürfen Sie von mir erst recht keine Begeisterung erwarten.
- Aber seh'n Sie, ich verlange doch gar nicht, daß Sie sich selbst vereinfachen! Ich bitte Sie doch nur um eine ganz kleine Definition dessen, was Sie als »Hoden« bezeichnen.
- Wird ja schon werden, nun weinen Sie doch nicht gleich! Aber was habt ihr denn nur alle, ihr Journalisten? Ihr seid ja alle so hypersensibel!
- Ich höre.
- Na schön, die Hoden sind die Widerstandsfähigkeit eines Individuums gegen die Unaufrichtigkeit ringsum. Wissenschaftlich genug?
- Weiter.
- Dazu ist noch zu sagen, daß fast niemand diese Art Hoden besitzt. Was den Anteil der Menschen angeht, die schreiben können und zugleich Hoden haben, so ist er winzigklein. Darum gibt es so wenige Schriftsteller auf Erden. Um so mehr, als auch noch einige andere Eigenschaften erforderlich sind.
- Welche?
- Man braucht auch einen Schwanz.
- Nach den Hoden der Schwanz, logisch! Definition des Schwanzes?
- Der Schwanz ist die Fähigkeit, etwas zu erzeugen. Nur wenige sind wirklich in diesem Sinne zeugungsfähig. Die

meisten begnügen sich damit, mehr oder weniger talentvoll ihre Vorgänger zu kopieren – Vorgänger, die meistens auch schon Kopisten gewesen sind. Es kann passieren, daß jemand mit guter Feder auch einen Schwanz hat, aber keine Hoden: Victor Hugo zum Beispiel.

– Und Sie?

– Ich habe vielleicht eine Visage wie ein Eunuch, aber ich habe einen großen Schwanz.

– Und Céline?

– Ach, Céline hat alles: geniale Feder, dicke Hoden, dicken Schwanz und alles übrige.

– Alles übrige? Was fehlt denn noch? Ein After?

– Der nun gerade nicht! Den muß der Leser haben, damit man ihn drankriegt, nicht der Schriftsteller. Nein, was man noch braucht, sind die Lippen.

– Ich getraue mich nicht zu fragen, welche Lippen Sie meinen.

– Mein Gott, sind Sie widerlich! Ich meine die Lippen, die zum Schließen des Mundes dienen, kapiert? Drecks-kerl!

– Gut. Definition der Lippen?

– Die Lippen haben zwei Aufgaben. Erstens, sie machen aus dem Reden eine sinnliche Handlung. Haben Sie mal versucht sich vorzustellen, was Reden ohne die Lippen wäre? Es wäre von einer stupiden Kälte, von nuancenloser Trockenheit, wie die Worte eines Gerichtsvollziehers. Aber das zweite ist noch viel wichtiger: Die Lippen dienen zum Schließen des Mundes vor dem, was nicht gesagt werden darf. Auch die Hand hat ihre Lippen, die sie davon abhalten, zu schreiben, was nicht geschrieben wer-

den darf. Die Lippen sind völlig unentbehrlich. Schriftsteller mit einem Riesentalent, mit Hoden und Schwanz haben sich ihr Werk schon verpfuscht, weil sie Sachen gesagt haben, die sie besser nicht gesagt hätten.

– Das von Ihnen zu hören, wundert mich: Selbstzensur ist doch sonst Ihre Sache nicht.

– Wer redet denn von Selbstzensur? Die Sachen, die man nicht sagen darf, sind nicht unbedingt die Sauereien, im Gegenteil. Was an gemeinen Sachen in einem steckt, das sollte man ruhig erzählen: es ist gesund, lustig, erfrischend. Nein, was man nicht sagen darf, gehört in ein anderes Register – und nun erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen das erkläre, denn es geht ja eben um die Sachen, die man nicht sagt.

– Da bin ich jetzt aber viel klüger!

– Hatte ich Sie vorhin nicht gewarnt, daß mein Beruf darin besteht, Fragen unbeantwortet zu lassen? Wechseln Sie den Beruf, mein Bester!

– Fragen unbeantwortet zu lassen, gehört zugleich auch zu den Aufgaben der Lippen, nicht wahr?

– Nicht nur der Lippen, auch der Hoden. Man braucht Hoden, um auf bestimmte Fragen keine Antwort zu geben.

– Feder, Hoden, Schwanz, Lippen – ist das nun alles?

– Nein, es fehlen noch Ohr und Hand.

– Das Ohr zum Hören?

– Versteht sich. Genial, junger Mann! Eigentlich ist das Ohr der Resonanzboden der Lippen. Es ist das innere Brüllorgan. Flaubert war ziemlich stolz auf sein Brüllorgan, aber hat er wirklich gedacht, man würde ihm das

glauben? Er hat doch gewußt, man braucht die Worte nicht zu brüllen, die Worte brüllen sich von allein. Es genügt, sie mit dem inneren Ohr zu hören.

– Und die Hand?

– Die Hand, die ist für die Lust. Die ist ganz furchtbar wichtig. Dem Schriftsteller muß es kommen beim Schreiben, sonst muß er augenblicklich aufhören. Schreiben, ohne daß es einem kommt, ist unmoralisch. Das Schreiben hat schon alle Keime der Unmoral in sich. Die einzige Entschuldigung für den Schriftsteller ist die Lust. Ein lustloser Schriftsteller wäre ebenso ein Saukerl wie der Typ, der ein kleines Mädchen vergewaltigt, ohne wenigstens einen Erguß dabei zu haben, der vergewaltigt, um zu vergewaltigen, der die Schandtat nur um ihrer selbst willen tut.

– Das kann man aber nicht vergleichen. So schädlich ist das Schreiben doch nicht.

– Sie wissen nicht, was Sie reden. Natürlich, da Sie mich nicht gelesen haben, können Sie's auch nicht wissen. Das Schreiben macht Ärger auf allen Ebenen: Denken Sie an die Bäume, die gefällt werden mußten, damit man Papier hat, an die Lagerhäuser, die man hat finden müssen, um die Bücher dort unterzubringen, an das Geld, das der Druck kostet, an das Geld, das die Leser schließlich blechen müssen, an die Langeweile der armen Teufel, wenn sie dann wirklich lesen, an das schlechte Gewissen der Jammerlappen, die erst die Bücher kaufen und dann nicht den Mut haben, sie zu lesen, an den Kummer der netten Schwachköpfe, die alles durchlesen, ohne es zu kapieren, und schließlich und vor allem an die aufgeblasenen Gespräche, die man nach dem Lesen oder Nichtlesen miteinander

führt. Und was nicht noch alles! Und nun sagen Sie mir noch mal, das Schreiben sei nicht schädlich!

– Aber Sie können jedenfalls die Möglichkeit doch nicht hundertprozentig ausschließen, daß doch ein oder zwei Leser darunter sind, die Sie wirklich verstehen, und sei es auch nur momentweise. Genügen diese Momente eines tiefen Einverständnisses mit einigen wenigen Personen nicht, um aus dem Schreiben eine nützliche Tätigkeit zu machen?

– Dummes Zeug! Ich weiß nicht, ob es diese Personen gibt, aber wenn es sie gibt, dann sind sie es, denen meine Schriften am meisten schaden können. Was denken Sie denn, wovon ich in meinen Büchern rede? Meinen Sie, ich erzähle, wie gut die Menschen sind und was es für ein Glück ist zu leben? Wo zum Teufel haben Sie das her, daß es mich beseligen müßte, verstanden zu werden? Im Gegenteil!

– Ist das Einverständnis, und sei es auch in der Verzweiflung, denn nicht erfreulich?

– Was soll daran erfreulich sein, wenn Sie wissen, daß Ihr Nachbar ebenso verzweifelt ist wie Sie selbst? Ich finde das nur noch trauriger.

– Wenn das so ist, warum dann schreiben? Warum sich mitteilen wollen?

– Achtung, bringen Sie das nicht durcheinander: Schreiben heißt nicht, sich mitteilen wollen. Sie fragen mich, warum denn schreiben, und ich antworte streng und ausschließlich nur dies eine: damit es mir kommt. Anders ausgedrückt, wenn es keine Lust bereitet, sofort aufhören! Mir kommt es nun mal beim Schreiben – oder vielmehr, es kam mir, bis zum Verrecken. Fragen Sie mich nicht, warum, ich hab keine Ahnung. Die Theorien, die diese Lust erklären

wollten, waren übrigens eine immer schwachsinniger als die andere. Eines Tages hat mir jemand ganz ernsthaft versichert, wenn man beim Geschlechtsakt Lust empfinde, dann deshalb, weil man dabei Leben zeuge. Stellen Sie sich das vor! Als ob irgendwas daran lustvoll sein könnte, so etwas Mieses und Trauriges wie das Leben zu zeugen. Und dann hieße das ja auch, daß eine Frau, wenn sie die Pille nimmt, keinen Orgasmus mehr haben könnte, weil sie nun kein Leben mehr zeugt. Aber dieser Typ glaubte an seine Theorie! Kurzum, verlangen Sie von mir keine Erklärung dieser Lust beim Schreiben: sie ist eine Tatsache, und damit hat sich's.

– Und was hat nun die Hand damit zu tun?

– Die Hand ist das Lustzentrum beim Schreiben. Sie ist nicht der einzige Ort, wo die Lust erregt wird: das Schreiben erregt Lust auch im Bauch, im Geschlechtsteil, in der Stirn und den Backen. Aber ihre spezifischste Stelle hat die Lust in der schreibenden Hand. Das ist schwer zu erklären : Wenn die Hand etwas erzeugt, das zu erzeugen ihr ein Bedürfnis ist, dann bebt sie vor Freude, sie wird ein eigenmächtiges Organ. Wie oft hab ich nicht beim Schreiben den sonderbaren Eindruck gehabt, daß meine Hand das Kommando übernommen hatte, daß sie ganz von allein über die Seite glitt, ohne das Gehirn nach seiner Meinung zu fragen! Oh, ich weiß sehr wohl, daß kein Anatom dergleichen für möglich halten wird, und doch empfindet man das sehr oft so. Die Hand verspürt dabei eine echte Wollust, offenbar ähnlich der eines Pferdes, das durchgeht, oder eines Gefangenen, der ausbricht. Noch eine andere Folgerung drängt sich hier übrigens auf: Ist es nicht

verwirrend, daß man sich desselben Instruments, der Hand, zum Schreiben wie zum Masturbieren bedient?

– Auch wenn man einen Knopf annäht oder sich an der Nase kratzt, bedient man sich der Hand.

– Was sind Sie trivial! Und was beweist das denn? Die niederen Verrichtungen der Hand besagen nichts gegen die höheren.

– Masturbation wäre also eine höhere Verrichtung der Hand?

– Und ob sie das ist! Daß ein so schlichtes und anspruchsloses Werkzeug wie die Hand ganz allein etwas so Komplexes, Kostspieliges, schwer zu Inszenierendes und mit allerlei Seelenzuständen Belastetes wie den Geschlechtsakt nachvollziehen kann, ist das nicht herrlich? Daß diese liebenswürdige Hand einem ohne Ziererei ebensoviel Lust verschafft (wenn nicht mehr) wie eine Frau, die einen anödet und deren Unterhalt große Aufwendungen erfordert, ist das nicht bewundernswert?

– Natürlich, wenn Sie das so sehen ...

– Aber so ist es doch, junger Mann! Sind Sie anderer Meinung?

– Hören Sie, Monsieur Tach, Sie werden interviewt, nicht ich.

– Anders ausgedrückt, Sie halten sich in Ihrer Rolle vornehm im Hintergrund, was?

– Wenn es Ihnen Freude macht, das zu hören: so vornehm kam ich mir in meiner Rolle bisher nicht gerade vor. Sie haben mich ein paarmal ganz schön ins Stottern gebracht.

– Stimmt, das hör ich gern.

– Gut. Zurück zu unseren Organen. Ich rekapituliere: Feder, Hoden, Schwanz, Lippen, Ohr und Hand. Ist das schon alles?

– Genügt Ihnen das nicht?

– Ich weiß nicht. Ich könnte mir noch etwas anderes vorstellen.

– Ach ja? Was fehlt Ihnen denn noch? Eine Vulva? Eine Prostata?

– Jetzt sind Sie es, der trivial wird. Nein. Sie werden mich auslachen, aber ich dachte mir, man braucht noch ein Herz.

– Ein Herz? Großer Gott, wozu denn das?

– Für die Gefühle, die Liebe.

– Diese Dinge haben mit dem Herzen nichts zu tun. Das ist alles Sache der Hoden, des Schwanzes, der Lippen und der Hand. Das genügt doch.

– Sie sind zu zynisch. Ich wäre damit nie einverstanden.

– Und Ihre Meinung interessiert ja auch niemanden, wie Sie eben selbst sagten. Aber ich sehe nicht, wo der Zynismus sein soll. Die Gefühle und die Liebe sind Sache von Organen, darin sind wir uns vollkommen einig; nur über die Art dieses Organs sind wir geteilter Meinung. Sie sehen darin eine kardiographisch faßbare Erscheinung. Ich will dagegen gar nicht auf die Barrikaden steigen, und ich schmeiße Ihnen auch deswegen keine Adjektive an den Kopf. Ich finde nur, Ihre anatomischen Vorstellungen sind etwas bizarr – und insofern auch wieder interessant.

– Monsieur Tach, warum tun Sie so, als würden Sie mich nicht verstehen?

– Was reden Sie da für einen Quatsch? Ich tu überhaupt nicht irgendwie, Sie Flegel!

– Aber Sie haben doch gewußt, als ich vom Herzen anfang, daß ich nicht das Organ meinte.

– Ach nein? Was haben Sie dann gemeint?

– Ich meine Sensibilität, Affektivität, Emotivität.

– Und das alles in so einem doofen Sack voller Cholesterin!

– Bitte, Monsieur Tach, jetzt sind Sie nicht komisch!

– Nein, Sie sind es. Warum haben Sie mir jetzt all diese Sachen erzählt, die doch mit unserem Thema nichts zu tun haben?

– Würden Sie sich getrauen zu sagen, daß die Literatur nichts mit Gefühlen zu tun hat?

– Sehn Sie, junger Mann, ich glaube, wir stellen uns bei dem Wort »Gefühl« jeder etwas anderes vor. Für mich ist ein Gefühl, wenn ich jemand in die Fresse hauen möchte. Für Sie ist es ein Gefühl, wenn sich jemand in der »Herzenspost« einer Frauenzeitschrift ausweint.

– Und was wäre das für Sie?

– Für mich ist das ein Seelenzustand, das heißt eine nette Geschichte, prall vor Unaufrichtigkeit, die man sich erzählt, um den Eindruck zu erwecken, man habe Anrecht auf die Menschenwürde, um sich einzureden, man sei durch und durch und bis in die Scheiße hinein, die man unter sich fallen läßt, vergeistigt. Seelenzustände werden vor allem von den Frauen erfunden, weil bei der Art von Arbeiten, die sie machen, der Kopf frei bleibt. Es ist nun mal ein Merkmal unserer Gattung, daß unser Gehirn sich zu ständiger Tätigkeit verpflichtet glaubt, auch dann, wenn es zu nichts nütze ist: dieser jämmerliche technische Mißstand ist der Ursprung aller unserer menschlichen Nöte. Statt sich einer

edlen Untätigkeit hinzugeben, einer eleganten Ruhe, wie die Schlange, wenn sie in der Sonne schläft, beginnt das Gehirn der Hausfrau vor Wut, daß es sich nicht nützlich machen kann, schwachsinnige und präventöse Szenarien abzusehen – um so präventöser, je niedriger der Hausfrau ihre Arbeit erscheint. Das wird noch besonders dumm aufgrund der Tatsache, daß ja nichts Niedriges dabei ist, mit dem Staubsauger durchs Zimmer zu gehen oder das Klo zu reinigen; das sind Dinge, die getan werden müssen, und weiter nichts. Aber die Frauen stellen sich immer vor, sie hätten auf Erden irgendeine aristokratische Mission. Die meisten Männer übrigens auch, aber nicht so hartnäckig, denn bei ihnen hat das Gehirn meist genug zu tun – Buchhaltung, Beförderung, Steuererklärung und Steuerhinterziehung, und darum bleibt für Hirngespinnste nicht soviel Zeit.

— Ich glaube, Sie hinken ein bißchen hinterher. Heutzutage arbeiten die Frauen auch und haben die gleichen Sorgen wie die Männer.

– Was sind Sie naiv! Sie tun so. Die Schubladen ihrer Schreibtische sind voller Nagellackfläschchen und Frauenzeitschriften. Diese modernen Frauen sind noch schlimmer als die Hausfrauen von einst, die wenigstens zu etwas gut waren. Heute verbringen sie ihre Zeit mit Gesprächen unter Kolleginnen über so gehaltvolle Themen wie ihre Herzens- und Kalorienprobleme – was beides aufs gleiche hinausläuft. Wenn sie sich allzu sehr langweilen, lassen sie sich von ihren Chefs bespringen, was ihnen den herrlichen Rausch verschafft, anderen Menschen das Leben zu verpesten. Das ist für eine Frau die schönste Beförderung. Wenn eine Frau das Leben eines anderen kaputtmacht,

sieht sie in dieser Heldentat den schlüssigsten Beweis ihrer Vergeistigung. »Ich verpeste, also hab ich eine Seele« – so argumentiert sie.

– Wenn man Sie so hört, möchte man schwören, Sie hätten mit den Frauen noch eine Rechnung zu begleichen.

– Und ob! Eine von ihnen hat mich in die Welt gesetzt, ohne daß ich sie drum gebeten hätte.

– Sie reden jetzt wie ein Junge in den Flegeljahren.

– Falsch, meine Verfettung beweist doch Reife.

– Sehr komisch. Aber mit Ihrer Geburt hat doch auch ein Mann etwas zu tun gehabt.

– Die Männer mag ich ja auch nicht, wie Sie wissen.

– Aber die Frauen finden Sie noch abscheulicher. Warum?

– Aus all den Gründen, die ich Ihnen schon aufgezählt hatte.

– Ja. Sehn Sie, es fällt mir schwer zu glauben, daß da nicht noch ein anderes Motiv dahintersteckt. Soviel Frauenhaß, das riecht doch nach einem Rachebedürfnis.

– Rache? Wofür? Ich bin immer unverheiratet gewesen.

– Es gibt ja nicht nur die Ehe. Außerdem kennen Sie den Ursprung dieses Rachebedürfnisses vielleicht selbst nicht.

– Das mußte ja kommen! Nein, ich laß mich nicht psychoanalysieren.

– Ohne gleich so weit zu gehen, könnten Sie vielleicht doch mal drüber nachdenken.

– Aber nachdenken über was, großer Gott?

– Über die Beziehungen, die Sie zu Frauen gehabt haben.

– Was für Beziehungen? Was für Frauen?

– Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß Sie ... Nein!

- Was, nein?
- Sind Sie womöglich ...?
- Womöglich was denn nun?
- ... unberührt?
- Na sicher!
- Unmöglich!
- Das ist vollkommen möglich.
- Weder mit einer Frau noch mit einem Mann?
- Finden Sie, ich sehe aus wie ein Schwuler?
- Nehmen Sie das nicht krumm, es hat schon sehr gescheiterte Homosexuelle gegeben.

– Ich muß über Sie lachen. Sie sagen das, wie wenn Sie sagen würden: »Es gibt sogar ehrliche Zuhälter« – als ob zwischen den Worten »homosexuell« und »gescheit« ein Widerspruch bestünde. Nein, was mich auf die Palme bringt, ist Ihre Weigerung, die Möglichkeit gelten zu lassen, daß ich jungfräulich sein könnte.

- Versetzen Sie sich an meine Stelle!
- Wie soll ein Geschöpf wie ich mich an die Stelle von so jemand wie Ihnen versetzen?

– Das ist ... das ist doch undenkbar! In Ihren Romanen reden Sie vom Geschlechtsleben wie ein Spezialist, wie ein Entomologe von seinen Käfern.

- Ich bin Dr. masturb.
- Kann Masturbation ausreichen, um den Körper so genau kennenzulernen?
- Warum tun Sie so, als hätten Sie mich gelesen?
- Hören Sie, ich muß Sie nicht erst gelesen haben, um zu wissen, daß Ihr Name als Inbegriff der präzisesten und sachkundigsten Darstellung des Sexuellen gilt.

- Das ist ja lustig! Das wußte ich nicht.
- Vor kurzem bin ich sogar auf eine Dissertation mit dem folgenden Titel gestoßen: »Der Tachsche Priapismus unter dem Aspekt der Syntax.«
- Das ist schon komisch. Die Themen von Dissertationen fand ich schon immer lustig und rührend: wie niedlich, wenn diese Studenten es machen wollen wie die Großen und unter so einem neunmalklugen Titel ein paar Dummheiten zusammenschreiben, die Banalität selbst, wie in einem pompösen Restaurant, wo die Eier mit Mayonnaise auf der Speisekarte mit einem grandiosen Namen bedacht werden.
- Es versteht sich von selbst, Monsieur Tach, daß ich nichts darüber schreiben werde, wenn es Ihnen lieber ist.
- Warum? Ist das nicht interessant?
- Im Gegenteil, es ist nur allzu interessant. Aber ich möchte ein solches Geheimnis nicht verraten.
- Es ist kein Geheimnis.
- Warum haben Sie es dann noch nie gesagt?
- Ich wüßte nicht, wem ich das hätte sagen sollen. Ich geh doch nicht zum Metzger und erzähle ihm was von meiner Jungfräulichkeit.
- Klar, aber den Zeitungen sollten Sie das dann auch nicht erzählen.
- Warum? Jungfräulichkeit ist doch nicht strafbar.
- Sehn Sie, das ist doch ein Teil Ihres Privatlebens, Ihrer Intimsphäre.
- Und alles andere, was Sie mich bis jetzt gefragt haben, Sie Affenarsch, ist das nicht Teil meines Privatlebens? Darum haben Sie doch auch kein solches Getue gemacht.

Und jetzt wollen Sie auf einmal – wie man hier wirklich sagen kann – die errötende Jungfrau spielen? Das nimmt Ihnen keiner ab.

– Dem kann ich nicht zustimmen. Auch bei der Indiskretion gibt es Grenzen, die man nicht überschreiten sollte. Ein Journalist ist zwangsläufig indiskret, das ist sein Beruf, aber er weiß, wie weit er gehen kann.

– Jetzt sprechen Sie von sich schon in der dritten Person?

– Ich spreche im Namen aller Journalisten.

– Aha, der Kastenreflex, typisch für das feige Gesindel! Wenn ich Ihnen antworte, spreche ich nur in meinem eigenen Namen, ohne Berufung auf irgendwen anders als mich. Und ich sage Ihnen, ich richte mich nicht nach Ihren Kriterien, und was in meinem Privatleben geheim sein soll oder nicht, darüber bestimme ich. Meine Jungfräulichkeit ist mir scheißegal: machen Sie damit, was Sie wollen.

– Monsieur Tach, ich glaube, Sie sind sich über die Gefahren einer solchen Enthüllung nicht recht im klaren: Sie werden sich danach in den Dreck gezogen fühlen, vergewaltigt ...

– Sagen Sie mal, junger Mann, denn ich darf Ihnen ja wohl auch mal eine Frage stellen, sind Sie eigentlich ein Dummkopf oder ein Masochist?

– Warum fragen Sie das?

– Denn wenn Sie weder ein Dummkopf noch ein Masochist sind, kann ich mir Ihr Verhalten nicht erklären. Ich liefere Ihnen einen erstklassigen Knüller, ich schenke ihn Ihnen, in einem Akt uneigennütziger Großmut – und Sie, statt sich auf die Gelegenheit zu stürzen wie ein intelligenter Aasgeier, Sie zieren sich und erfinden tausend Bedenken.

Wissen Sie, was Sie riskieren, wenn Sie so weitermachen? Sie riskieren, daß ich vor Wut den Knüller wieder konfisziere, nicht, um meine sakrosankte Intimsphäre zu wahren, sondern bloß um Sie zu ärgern. Anfälle von Großzügigkeit dauern bei mir niemals lange, müssen Sie wissen, besonders wenn man mir auf die Nerven geht, also greifen Sie zu und nehmen Sie, was ich Ihnen anbiete, sonst nehme ich's wieder weg. Immerhin könnten Sie sich bedanken, denn das passiert Ihnen ja wohl nicht alle Tage, oder, daß Ihnen ein Nobelpreisträger seine Jungfräulichkeit präsentiert?

– Ich bin Ihnen unendlich dankbar, Monsieur Tach.

– So ist's recht! Solche Arschkriecher wie Sie, mein Bester, die hab ich gern!

– Aber Sie haben mich doch selbst aufgefordert, mich ...

– Na und? Wer sagt denn, daß Sie alles tun müssen, wozu ich Sie auf fordere?

– Gut. Zurück zu unserem vorigen Thema. Im Lichte Ihrer letzten Enthüllung scheint mir nun, daß ich den Ursprung Ihrer Frauenfeindlichkeit verstehen kann.

– Aha?

– Ja, sollte Ihr Bedürfnis, sich an den Frauen zu rächen, nicht von Ihrer Jungfräulichkeit herrühren?

– Ich sehe nicht den Zusammenhang.

– Aber ja doch! Sie verabscheuen die Frauen, weil keine Sie gewollt hat.

Der Romancier brach in ein Gelächter aus, bei dem seine Schultern bebten und wackelten.

- Herrlich! Sie sind sehr komisch, mein Bester!
- Darf ich das so verstehen, daß Sie meine Erklärung ablehnen?
- Ich glaube, Ihre Erklärung lehnt sich von selbst ab, Monsieur. Sie haben gerade ein prächtiges Beispiel für die Verwechslung von Ursache und Wirkung erfunden – eine Übung, in der die Journalisten überhaupt Meister sind. Aber Sie, Sie haben den Sachverhalt so verdreht, daß einem schwindlig werden könnte. Also, Sie sagen, daß ich die Frauen verabscheue, weil mich keine gewollt hat, und dabei habe *ich* doch keine von *ihnen* gewollt, und zwar aus dem ganz einfachen Grund, daß ich sie verabscheue. Eine doppelte Verkehrung: Bravo, Sie haben was los!
- Soll ich Ihnen glauben, daß Sie die Frauen a priori verabscheuen, ohne Grund? Das ist unmöglich.
- Nennen Sie mir mal etwas, was Sie nicht gern essen.
- Rochen, aber ...
- Woher kommt Ihr Bedürfnis, sich an dem armen Rochen zu rächen?
- Ich habe überhaupt kein Bedürfnis, mich an ihm zu rächen, ich habe Rochen einfach nie gemocht, sonst nichts.
- Sehn Sie, jetzt verstehn wir uns. Ich habe überhaupt kein Bedürfnis, mich an den Frauen zu rächen, aber ich habe sie noch nie gemocht, sonst nichts.
- Aber Monsieur Tach, das kann man doch nicht vergleichen. Oder was würden Sie sagen, wenn ich Sie mit einer Kalbszunge vergleichen würde?
- Ich wäre sehr geschmeichelt, Kalbszunge ist doch etwas Feines.
- Bitte, seien Sie doch mal ernsthaft!

– Ich bin immer ernsthaft. Und das ist Ihr Pech, junger Mann, denn wenn ich nicht so ernsthaft wäre, würde ich vielleicht nicht bemerken, daß dieses Gespräch nun schon länger dauert als alle vorigen und daß Sie eine solche Großzügigkeit meinerseits nicht verdient haben.

– Was hab ich denn getan, um sie nicht zu verdienen?

– Sie sind undankbar und unaufrichtig.

– Ich soll unaufrichtig sein, ich? Und Sie?

– Unverschämtheit! Ich hab ja immer gewußt, daß meine Gutgläubigkeit mir nichts einbringt. Nicht nur, daß man sie nicht bemerkt, man verdreht sie mir auch noch – denn für Verdrehungen sind Sie ja Spezialist – und hält mir Unaufrichtigkeit vor. Mein Opfer war zu nichts nutze. Manchmal denke ich mir, wenn ich noch mal von vorn anfangen könnte, dann würde ich alle Trümpfe der Unaufrichtigkeit ausspielen, um es endlich auch so bequem zu haben und so respektabel zu sein wie ihr. Aber wenn ich dann Sie vor mir sehe, dann widern Sie mich dermaßen an, daß ich heilfroh bin, Ihnen nicht nachgeeifert zu haben, auch wenn mich das zur Einsamkeit verdammt. Alleinsein ist eine Wohltat, denn so kann ich nicht in eure Scheiße geraten. Mein Leben ist mies, aber Ihrem zieh ich es vor. Gehn Sie nun, Monsieur: ich bin fertig mit meiner Tirade, darum haben Sie jetzt bitte den Takt und den Anstand, zu gehen.

Im Café gegenüber brachte der Bericht des Journalisten die Diskussion wieder in Schwung:

– Gestattet uns unter diesen Umständen unsere Berufsethik eine Fortsetzung der Gespräche?

– Tach würde darauf sicher antworten, daß man schon ein Affenarsch sein muß, um bei unserem Beruf von Ethik zu reden.

– Sicher würde der das sagen, aber schließlich ist er ja nicht der Papst. Wir sind doch nicht gezwungen, alle Sauereien, die er uns auftischt, zu schlucken.

– Das Problem ist nur, diese Sauereien riechen verdammt nach der Wahrheit.

– Das ist es, Ihr tanzt eben nach seiner Pfeife. Tut mir leid, aber ich kann den Typ jetzt nicht mehr respektieren. Er ist mir zu schamlos.

– Genau, wie er gesagt hat: Du bist undankbar. Er liefert dir einen traumhaften Scoop, und zum Dank dafür machst du ihn runter.

– Aber hast du denn nicht gehört, was für Beschimpfungen ich mir von ihm anhören mußte?

– Eben. Und die scheinen mir zu erklären, warum du so eine Wut hast.

– Ich bin nur gespannt, wie es dir ergeht, wenn du drankommst. Das gibt was zu lachen!

– Ich bin auch gespannt, hoffentlich komm ich bald dran.

– Und habt ihr gehört, was er über die Frauen gesagt hat?

– Na, so ganz unrecht hat er da nicht.

– Schämt ihr euch nicht? Ein Glück nur, daß keine Frau da ist, die das hören könnte. Wer kommt denn nun eigentlich morgen dran?

– Den kenn ich nicht. Er hat sich nicht vorgestellt.

– Für wen arbeitet er denn?

- Weiß nicht.
- Vergiß nicht, Gravelin will von jedem von uns eine Kopie der Bandaufnahmen. Soviel sind wir ihm schuldig.
- Der Typ ist ein Heiliger. Seit wie vielen Jahren der wohl schon für Tach arbeitet? Das ist sicher nicht jeden Tag ein Vergnügen.
- Ja, aber für ein Genie arbeiten muß schon faszinierend sein.
- In der Angelegenheit hat das Genie ein dickes Fell.
- Warum will Gravelin denn eigentlich die Bänder hören?
- Um seinen Quälgeist besser kennenzulernen. Kann ich verstehen.
- Wie er das bloß aushält mit dem Fettwanst?
- Hör auf, Tach zu beschimpfen! Vergiß nicht, wer er ist!
- Seit heute vormittag gibt es für mich keinen Tach mehr. Der ist und bleibt jetzt der Fettwanst. Schriftsteller sollte man nie persönlich kennenlernen.

Wer sind Sie denn? Was haben Sie hier zu suchen?

– Wir haben den 18. Januar, Monsieur Tach, und dieser Termin wurde mir für ein Gespräch mit Ihnen zugeteilt.

– Haben Ihre Kollegen Ihnen denn nicht gesagt, daß ...

– Ich habe die Leute gar nicht gesehen. Ich habe mit denen keinerlei Verbindung.

– Spricht *für* Sie. Aber man hätte Ihnen doch Bescheid sagen müssen.

– Ihr Sekretär, Monsieur Gravelin, hat mich gestern abend die Bänder anhören lassen. Ich bin also über alles unterrichtet.

– Sie wissen also, wie ich über Sie denke, und kommen trotzdem?

– Ja.

– Gut. Bravo, tollkühn von Ihnen! Und nun können Sie wieder gehn.

– Nein.

– Sie haben's doch bestanden, Ihr Abenteuer! Was wollen Sie denn jetzt noch? Soll ich Ihnen ein Testat schreiben, daß Sie da waren?

– Nein, Monsieur Tach, ich freue mich sehr darauf, mit Ihnen zu reden.

– Hören Sie, es war ja sehr lustig, aber meine Geduld hat Grenzen. Ihr Gag ist Ihnen gelungen, und jetzt hauen Sie ab!

– Kommt nicht in Frage. Monsieur Gravelin hat mich genauso autorisiert wie die anderen. Also bleibe ich.

– Dieser Gravelin ist ein Verräter. Ich hatte ihm doch gesagt, die Frauenzeitschriften sollen mir vom Hals bleiben.

– Ich arbeite nicht für eine Frauenzeitschrift.

– Was? Nehmen die jetzt auch schon Weiber bei der Männerpresse?

– Das ist nichts Neues, Monsieur Tach.

– So eine Scheiße! Das kann ja gut werden: erst engagiert man Weiber, dann am Ende kommen Neger, Araber und Iraker!

– Ein Nobelpreisträger und solche pikanten Sprüche!

– Nobelpreis für Literatur, nicht Frieden, Gott sei Dank!

– Ja, Gott sei Dank.

– Madame macht auf literarisch?

– Mademoiselle.

– Mademoiselle? Wundert mich nicht, so mies, wie Sie aussehn. Und aufdringlich obendrein! Die Männer haben recht, wenn Sie keiner heiraten will.

– Sie sind um einige Kriege hinter der Welt zurückgeblieben, Monsieur Tach. Heute kommt es vor, daß eine Frau lieber ledig bleiben möchte.

– Sieh einer an! Sagen Sie doch gleich, Sie finden keinen, der Sie bespringt!

– Das ist meine Sache, Verehrtester.

– O ja, das ist Ihre Intimsphäre, nicht wahr?

– Richtig. Wenn Sie es lustig finden, aller Welt zu erzählen, daß Sie jungfräulich sind, ist das Ihr gutes Recht. Aber niemand ist verpflichtet, es Ihnen nachzumachen.

– Wer sind Sie, daß Sie sich über mich ein Urteil erlauben, Sie freche Nervensäge, Sie mieses, ungeficktes Mäuschen!

– Monsieur Tach, Sie haben zwei Minuten Zeit, ich sehe

auf die Uhr, um sich für das zu entschuldigen, was Sie eben gesagt haben. Wenn Sie nach diesen zwei Minuten Ihre Entschuldigung nicht vorgebracht haben, gehe ich, und Sie können sich in Ihrer scheußlichen Wohnung allein anöden.

Eine Sekunde lang sah es aus, als würde der Dicke ersticken.

– Unverschämtheit! Nicht nötig, daß Sie auf die Uhr sehn. Sie können zwei Jahre hier bleiben und werden von mir keine Entschuldigung hören. Wenn einer sich zu entschuldigen hat, dann Sie! Und außerdem, was bringt Sie auf die Idee, daß ich auf Ihre Anwesenheit Wert lege? Seit Sie hier reingekommen sind, hab ich Ihnen mindestens zweimal befohlen zu verschwinden. Sie brauchen Ihre zwei Minuten nicht abzuwarten, Sie vertun nur Ihre Zeit. Da ist die Tür! Da ist die Tür, haben Sie mich gehört?

Anscheinend hörte sie nicht. Mit undurchdringlicher Miene blickte sie die ganze Zeit auf ihre Uhr. Was ist kürzer als zwei Minuten? Aber in einer Totenstille, unerbittlich gemessen, scheinen zwei Minuten kein Ende nehmen zu wollen. Die Entrüstung des alten Mannes hatte Zeit, sich in Bestürzung zu verwandeln.

– Gut, die zwei Minuten sind um. Adieu, Monsieur Tach, es war mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen.

Und sie stand auf und ging zur Tür hin.

- Gehn Sie nicht! Ich befehle Ihnen zu bleiben!
 - Haben Sie mir etwas zu sagen?
 - Setzen Sie sich.
 - Es ist zu spät für eine Entschuldigung, Monsieur Tach.
- Die Frist ist abgelaufen.
- Sie sollen bleiben, verdammt noch mal!
 - Adieu.

Sie machte die Tür auf.

- Ich entschuldige mich, hören Sie? Ich entschuldige mich!
- Wie schon gesagt, es ist zu spät.
- Scheiße, das ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich mich entschuldige!
- Sicher ist das der Grund, warum Sie Ihre Entschuldigung so schlecht vorbringen.
- Haben Sie was an meiner Entschuldigung auszusetzen?
- Ich habe mehreres daran auszusetzen. Erstens, sie kommt zu spät. Bitte merken Sie sich, daß eine verspätete Entschuldigung nur noch die Hälfte ihrer Wirksamkeit hat. Zweitens, wenn Sie unsere Sprache richtig beherrschten, müßten Sie wissen, daß man nicht sagt: »Ich entschuldige mich«, sondern man sagt: »Bitte, verzeihen Sie!« oder besser: »Würden Sie bitte entschuldigen« oder: »Wollen Sie bitte verzeihen«, aber die beste und ausdrücklichsste Formel lautet: »Haben Sie die Güte, mir zu verzeihen.«
- Was für ein heuchlerisches Gesabber!
- Ob heuchlerisch oder nicht, ich gehe augenblicklich, wenn Sie Ihre Entschuldigung nicht in der angemessenen Form vorbringen.

- Haben Sie die Güte, mir zu verzeihen.
 - Mademoiselle.
 - Haben Sie die Güte, mir zu verzeihen, Mademoiselle.
- Sind Sie nun zufrieden?
- Überhaupt nicht. Haben Sie den Klang Ihrer Stimme gehört? Im gleichen Ton könnten Sie mich auch nach der Marke meiner Unterwäsche fragen.
 - Welches ist die Marke Ihrer Unterwäsche?
 - Adieu, Monsieur Tach.

Sie machte die Tür wieder auf. Der Dicke rief in aller Eile:

- Haben Sie die Güte, mir zu verzeihen, Mademoiselle!
- Schon besser. Nächstes Mal seien Sie bitte schneller. Um Sie für die Verzögerung zu bestrafen, verlange ich, daß Sie mir erklären, warum Sie nicht wollen, daß ich gehe.
- Was, sind Sie immer noch nicht fertig?
- Nein. Ich finde, daß ich eine vollendete Entschuldigung verdient habe. Wenn Sie sich mit einer simplen Formel begnügen, ist das nicht sehr glaubhaft. Um mich zu überzeugen, müssen Sie sich rechtfertigen, müssen Sie mich gewogen machen, Ihnen zu verzeihen – denn ich habe Ihnen noch nicht verziehen, das wäre zu billig.
- Sie übertreiben!
- Das müssen Sie mir sagen?
- Gehn Sie zum Teufel!
- Na gut.

Und sie machte noch einmal die Tür auf.

– Ich will nicht, daß Sie gehn, weil ich mich so anöde! Seit dreiundachtzig Jahren öde ich mich an.

– Na sehen Sie!

– Seien Sie froh, jetzt können Sie in Ihrer Postille erzählen, daß Prétextat Tach ein armer alter Mann ist, der sich seit dreiundachtzig Jahren anödet. Das können Sie dem abscheulichen Mitleid Ihrer Leser zum Fraß vorwerfen.

– Verehrtester, ich wußte, daß Sie sich anöden. Sie sagen mir nichts Neues.

– Sie bluffen. Wie hätten Sie das wissen können?

– Es gibt ein paar Widersprüche, die nicht zu verkennen sind. Ich habe mir die Bänder der anderen Journalisten zusammen mit Monsieur Gravelin angehört. Sie sagten da, Ihr Sekretär habe diese Gespräche mit der Presse gegen Ihren Willen verabredet. Monsieur Gravelin hat mir das Gegenteil versichert; er hat mir erzählt, wie entzückt Sie waren bei der Vorstellung, interviewt zu werden.

– So ein Verräter!

– Sie müssen sich dessen nicht schämen, Monsieur Tach. Als ich das gehört habe, fand ich Sie sympathisch.

– Bleiben Sie mir gestohlen mit Ihrer Sympathie!

– Aber Sie wollen trotzdem nicht, daß ich gehe. Auf welche Art gedenken Sie sich denn mit mir zu amüsieren?

– Ich habe große Lust, Ihnen auf die Nerven zu gehn. Nichts kann mich mehr amüsieren.

– Ich bin entzückt. Und Sie meinen, das wird mich zum Dableiben verlocken?

– Einer der größten Schriftsteller des Jahrhunderts erweist Ihnen die unverdiente Ehre, Ihnen zu sagen, daß er für Sie Verwendung hat, und das genügt Ihnen nicht?

– Soll ich jetzt vielleicht vor Freude weinen und Ihre Füße in meinen Tränen baden?

– Ja, das könnte mir gefallen. Ich hab es gern, wenn man vor mir auf dem Bauch kriecht.

– Dann halten Sie mich nicht länger zurück: das liegt mir nicht.

– Bleiben Sie: Sie sind stur, das find ich lustig. Da Sie sich anscheinend noch nicht dazu entschlossen haben, mir zu verzeihen, machen wir doch eine Wette ab, einverstanden? Ich wette, daß ich Sie am Ende des Interviews so weit habe, daß Sie aufgeben müssen wie Ihre Vorgänger. Sie mögen doch Wetten, oder nicht?

– Ich mag keine Wetten, bei denen es um nichts geht. Es muß einen Einsatz geben.

– Muß was bringen, wie? Was wollen Sie denn, Geld?

– Nein.

– Oh, Mademoiselle steht über solchen Dingen?

– Keineswegs. Aber wenn ich Geld wollte, hätte ich mich an jemand gewendet, der reicher ist als Sie. Und von Ihnen möchte ich etwas anderes.

– Doch hoffentlich nicht meine Entjungferung?

– Das geht Ihnen nicht aus dem Kopf, diese Entjungferung! Nein, ich müßte schon sehr in Verlegenheit sein, ehe ich mir etwas so Grausiges wünsche.

– Danke. Was wollen Sie also?

– Sie sprachen vorhin vom Kriechen. Ich schlage den gleichen Einsatz für uns beide vor: Wenn Sie mich knacken, krieche ich vor Ihnen auf dem Bauch, aber wenn ich Sie knacke, kriechen Sie vor mir. Auch ich mag es, wenn man vor mir auf dem Bauch kriecht.

– Das ist ja rührend von Ihnen, daß Sie glauben, Sie könnten es mit mir aufnehmen!

– Mir scheint, ich habe die erste Runde immerhin eben schon gewonnen.

– Armes Kind, das nennen Sie die erste Runde? Das war nur ein entzückendes kleines Vorgeplänkel.

– Bei dem ich Sie geschlagen habe.

– Vielleicht. Aber zu diesem Sieg hat Ihnen ein einziges massives Argument verhelfen, das Sie jetzt nicht mehr haben.

– Ah?

– Ja, die Türklinke war Ihr Argument. Jetzt können Sie das nicht mehr machen, Sie sind viel zu versessen auf den Einsatz. Ich habe gesehen, wie Ihre Augen geleuchtet haben bei der Vorstellung, daß ich vor Ihnen auf dem Bauch kriechen. Diese Aussicht reizt Sie viel zu sehr. Sie werden nicht fortohn, bevor die Wette entschieden ist.

– Sie werden es vielleicht noch bedauern.

– Vielleicht. Einstweilen habe ich das Gefühl, daß ich mich gut amüsieren werde. Das ist mein größtes Vergnügen, Leute niederzumachen und die Unaufrichtigkeit bloßzustellen, bei der ihr alle mitspielt. Und ganz besonders kann ich mich daran aufheilen, eingebildete Weiber zu demütigen, solche Nervensägen wie Sie.

– Und meine liebste Zerstreuung ist, aus dicken, aufgeblasenen Typen, die mit sich selbst zufrieden sind, die Luft rauszulassen.

– Was Sie da sagen, ist ja so typisch für Ihre Epoche! Haben Sie noch viele solche Slogans drauf?

– Keine Sorge, Monsieur Tach: auch Sie mit Ihrer reak-

tionären Häme und Ihrem ordinären Rassismus sind typisch für unsere Epoche. Sie halten sich doch voller Stolz für anachronistisch, nicht wahr? Sie sind es gar nicht. Historisch gesehen sind Sie noch nicht einmal originell: Jede Generation hat ihren Schandprediger gehabt, ihr *monstre sacré*, dessen Ruhm einzig auf dem Schrecken beruhte, in den sich einfältige Gemüter von ihm versetzen ließen. Muß ich Ihnen erst sagen, wie anfällig so ein Ruhm ist und wie bald Sie vergessen sein werden? Sie hatten recht mit Ihrer Behauptung, daß niemand Sie liest. Im Moment rufen Ihre Grobheiten und Beschimpfungen der Welt Ihre Existenz in Erinnerung; wenn aber Ihr Geschrei verstummt ist, wird sich niemand mehr an Sie erinnern, weil niemand Sie lesen wird. Und um so besser!

– Was für ein hübsches kleines Stück Rhetorik, Made-moiselle! Wo zum Teufel haben Sie das gelernt? Diese Mischung von plebejischer Aggressivität und ciceronianschem Schwung, das Ganze gewürzt (wenn man das so nennen kann) mit einer Prise Hegelianismus und Sozialfrömmerei: meisterhaft!

– Verehrtester, ob wir nun gewettet haben oder nicht, ich darf Sie dran erinnern, ich bin immer noch Journalistin. Alles, was Sie sagen, wird auf Band genommen.

– Herrlich! Wir sind im Begriff, das abendländische Denken um ein Meisterstück der Dialektik zu bereichern.

– Dialektik, das ist das Wort, auf das man immer dann verfällt, wenn man kein anderes mehr parat hat, oder nicht?

– Gut beobachtet. Dialektik ist der Joker der Salons.

– Darf ich daraus schließen, daß Sie mir schon nichts mehr zu sagen haben?

– Ich habe Ihnen noch nie etwas zu sagen gehabt, Made-moiselle. Wenn man sich so anödet, wie ich mich seit drei-undachtzig Jahren anöde, hat man den Leuten nichts zu sagen. Wenn man dennoch den Umgang mit ihnen anstrebt, dann in der Hoffnung, dabei Zerstreuung zu finden, wenn schon nicht durch ihren Witz, dann doch wenigstens durch ihre Dummheit. Also tun Sie etwas, zerstreuen Sie mich!

– Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, Sie zu zerstreuen, aber provozieren werde ich Sie ganz sicher.

– Mich provozieren! Armes Kind, mein Respekt vor Ihnen rutscht unter Null. Mich provozieren! Na ja, Sie hätten's noch schlimmer sagen können, Sie hätten einfach bloß provozieren sagen können. Aus welcher Zeit stammt nur dieser intransitive Gebrauch des Verbs provozieren? Mai 68? Würde mich nicht wundern, das riecht so nach den kleinen Mollis, nach dem Barrikädchen und dem Revolutionschen für wohlgenährte Studenten, damit die Söhne aus gutem Haus später auch mal was zu erzählen haben. »Provozieren«, das ist so ein Wort wie »entlarven«, »hinterfragen« oder »bewußtmachen« – aber ohne Akkusativobjekt, bitte schön, dann klingt es noch bewußter und ist außerdem sehr praktisch, weil man sich auf die Weise erspart, benennen zu müssen, was man nicht benennen könnte.

– Warum vertun Sie Ihre Zeit damit, mir das zu erzählen? Ich hatte das Objekt benannt: ich hatte gesagt »Sie provozieren«.

– Na ja, viel besser wird es dadurch auch nicht. Sie armes Kind, Sie wären die perfekte Sozialfürsorgerin geworden. Am drolligsten ist der Stolz, mit dem diese Leute verkünden, daß sie provozieren wollen – mit der Selbstzufrieden-

heit eines Messias, der uns aus unserer Unterentwicklung herausführt. So ist das, wenn man eine Mission hat, Sie können es mir glauben! Na los, fangen Sie an, entlarven Sie mich, bewußtmachen Sie mich, provozieren Sie mich, damit wir etwas zu lachen haben!

– Hätte ich nicht gedacht, ich zerstreue Sie schon jetzt.

– Ich bin ein dankbares Publikum. Machen Sie weiter!

– Na schön. Sie sagten vorhin, Sie hätten mir nichts zu sagen. Das beruht nicht auf Gegenseitigkeit.

– Lassen Sie mich raten. Was könnte so ein Weibchen wie Sie mir zu sagen haben? Daß die Frau in meinem Werk unterbewertet wird? Daß der Mann ohne die Frau niemals zur höchsten Entfaltung gelangen kann?

– Falsch.

– Dann wollen Sie sicher wissen, wer bei mir den Haushalt führt?

– Warum nicht? Da bekommen Sie endlich Gelegenheit, ausnahmsweise mal etwas Interessantes zu sagen.

– So ist's recht, versuchen Sie's nur mit der Provokation, das ist die Waffe der Entrechteten! Gut, also erfahren Sie denn, daß eine portugiesische Dame jeden Donnerstagnachmittag kommt, meine Wohnung saubermacht und meine schmutzige Wäsche mitnimmt. Das wäre zumindest *eine* Frau, die einer achtbaren Tätigkeit nachgeht.

– Nach Ihrer Ideologie gehört die Frau ins Haus, nicht, mit Besen und Putzlappen?

– In meiner Ideologie gibt es die Frau gar nicht.

– Das wird ja immer besser. Die Nobelpreisjury muß einen Sonnenstich gehabt haben an dem Tag, als sie Ihnen den Preis zugesprochen hat.

– Da sind wir uns einmal einig. Dieser Nobelpreis ist ein Gipfel in der Geschichte der Mißverständnisse. Den Nobelpreis für Literatur an mich zu vergeben, das ist so, wie wenn sie Saddam Hussein den Friedensnobelpreis geben würden.

– Prahlen Sie nicht. Saddam ist berühmter als Sie.

– Ist normal, weil mich ja niemand liest. Läse man mich, dann wäre ich schädlicher und daher auch berühmter als er.

– Nur daß man Sie eben nicht liest. Wie erklären Sie sich diese weltweite Weigerung, Sie zu lesen?

– Ein schützender Instinkt. Ein Reflex des Immunsystems.

– Sie finden immer wieder eine für Sie schmeichelhafte Erklärung. Und wenn man Sie nun einfach deshalb nicht läse, weil Sie langweilig sind?

– Langweilig? Was für ein gewählter Euphemismus! Warum nicht gleich beschissen?

– Ich finde es nicht nötig, die Gossensprache zu benutzen. Aber bitte, Verehrtester, weichen Sie meiner Frage nicht aus.

– Also bin ich langweilig? Ich will Ihnen eine Antwort von strahlender Gutgläubigkeit geben: Ich habe keine Ahnung. Von allen Bewohnern dieses Planeten bin ich derjenige, der am wenigsten in der Lage ist, es zu wissen. Kant dachte sicherlich, daß seine *Kritik der reinen Vernunft* ein unerhört fesselndes Buch sei, und er konnte nichts dafür, denn er hatte die Nase drin. Darum sehe ich mich genötigt, Mademoiselle, die Frage völlig unverhüllt an Sie zurückzugeben: Bin ich langweilig? So einfältig Sie auch sein mögen, Ihre Antwort hat hier mehr Gewicht als die meine, auch

wenn Sie mich nie gelesen haben, was wohl außer Zweifel steht.

– Irrtum. Sie haben eines der sehr seltenen Exemplare der menschlichen Gattung vor sich, die Ihre zweiundzwanzig Romane ohne Auslassung einer Zeile gelesen haben.

Dem Dicken versagte vierzig Sekunden lang die Stimme.

– Bravo! Ich bewundere Leute, die zu so prallen Lügen fähig sind.

– Tut mir leid, aber es ist die Wahrheit. Ich habe alles von Ihnen gelesen.

– Hat Sie jemand mit vorgehaltenem Revolver dazu gezwungen?

– Aus freiem Willen – nein, auf eigenen Wunsch.

– Unmöglich. Wenn Sie alles von mir gelesen hätten, wären Sie nicht so, wie ich Sie jetzt vor mir sehe.

– Und was genau sehen Sie denn vor sich?

– Ich sehe ein unbedeutendes Weibchen.

– Und würden Sie sagen können, was im Kopf dieses unbedeutenden Weibchens vorgeht?

– Wie, in Ihrem Kopf soll etwas vorgehen? Tota mulier in utero.

– Leider habe ich Sie nicht mit dem Bauch gelesen. Sie müssen sich also meine Meinungen gefallen lassen.

– Na los, sehn wir mal, was Sie so »Meinungen« nennen!

– Zunächst, um auf Ihre erste Frage zu antworten, ich habe mich beim Lesen Ihrer zweiundzwanzig Romane keine Sekunde gelangweilt.

– Wie seltsam! Ich dachte, lesen ohne zu verstehen, das muß doch einschläfernd sein.

– Und schreiben ohne zu verstehen, ist das langweilig?

– Sie wollen andeuten, daß ich meine eigenen Bücher nicht verstehe?

– Ich würde eher sagen, Ihre Sachen sind voller Spiegel-
fechtereier. Und das ist ein Teil ihres Reizes: Wenn ich Sie
lese, spüre ich einen ständigen Wechsel zwischen bedeu-
tungsschweren Passagen und Einschüben, die absoluter
Bluff sind – absoluter, weil der Autor ebenso geblufft wird
wie der Leser. Ich kann mir vorstellen, was für ein Hochge-
fühl es für Sie gewesen sein muß, diesen glanzvoll hohlen,
feierlich delirierenden Einschüben einen Anschein von
Tiefe und Notwendigkeit zu geben. Für einen Virtuosen
wie Sie muß es ein herrlicher Spaß gewesen sein.

– Was faseln Sie da?

– Auch für mich war es herrlich. Soviel Unaufrichtigkeit
aus der Feder eines Schriftstellers, der die Unaufrichtigkeit
zu bekämpfen vorgibt – das war reizend. Geärgert hätte es
mich, wenn die Unaufrichtigkeit homogen gewesen wäre.
Aber unablässig von der Aufrichtigkeit zu ihrem Gegenteil
überzugehen, das ist schon eine geniale Unehrllichkeit.

– Und Sie halten sich für fähig, das eine vom andern zu
unterscheiden, Sie eingebildetes Weibsstück?

– Was wäre einfacher? Jedesmal, wenn ich bei einer Pas-
sage laut lachen mußte, habe ich begriffen, daß ein Bluff
dahintersteckt. Und ich fand das auch sehr angebracht:
Unaufrichtigkeit durch Unaufrichtigkeit bekämpfen, durch
den intellektuellen Terror, noch hinterhältiger sein als der
Gegner, das ist eine exzellente Taktik. Ein bißchen zu ex-

zellent übrigens, weil zu fein für einen so plumpen Gegner. Ihnen muß ich ja wohl nicht erst sagen, daß der Machiavellismus nur selten sein Ziel erreicht: Keulenschläge vernichten wirksamer als feingelegte Schlingen.

– Sie sagen also, ich bluffe: was für ein armseliger Bluffer bin ich im Vergleich zu Ihnen, die behauptet, alles von mir gelesen zu haben!

– Alles, was schon veröffentlicht ist, ja. Sie dürfen mich verhören, wenn Sie es überprüfen wollen.

– Ja, wie bei den Tintin-Fans: »Welche Nummer hat der rote Volvo in der *Affaire Tournesol*?« Groteske Idee! Erwarten Sie nicht, daß ich mithelfe, meine Werke durch solche Spiele zu entehren!

– Was könnte ich denn tun, um Sie zu überzeugen?

– Nichts. Sie können mich nicht überzeugen.

– In dem Fall habe ich nichts zu verlieren.

– Bei mir hatten Sie noch nie etwas zu verlieren. Ihr Geschlecht disqualifiziert Sie von vornherein.

– Was das angeht: Ich habe mir mal eine kleine Durchmusterung Ihrer weiblichen Figuren erlaubt.

– Wußt ich's doch! Das kann ja heiter werden!

– Sie sagten vorhin, in Ihrer Ideologie gebe es die Frau nicht. Ich finde es erstaunlich, daß ein Mann, der solche Sprüche macht, so viele Frauen beschrieben hat. Ich will sie hier nicht alle durchgehen, aber nach meiner Zählung gibt es in Ihrem Werk so etwa sechsundvierzig.

– Ich frage mich, was das beweisen soll?

– Es beweist, daß es die Frau in Ihrer Ideologie sehr wohl gibt: erster Widerspruch. Und Sie werden sehen, es ist nicht der einzige.

– Oh, Mademoiselle auf der Jagd nach den Widersprüchen! Merken Sie sich, Sie Pedantin, daß Prétextat Tach den Widerspruch in den Rang einer schönen Kunst erhoben hat. Können Sie sich etwas so Anmutiges, Zierliches, Irritierendes und Treffsicheres wie mein System des Selbstwiderspruchs vorstellen? Und da kommt so ein Hühnchen, dem zur Schulmeisterin nur noch die Brille fehlt, und erklärt mir triumphierend, daß sie etliche schlimme Widersprüche in meinem Werk aufgestöbert hat! Ist es nicht wundervoll, von einem so scharfsinnigen Publikum gelesen zu werden?

– Ich habe nie gesagt, daß so ein Widerspruch schlimm sei.

– Nein, aber es war klar, daß Sie das dachten.

– Ich bin besser imstande als Sie, zu sagen, was ich denke.

– Was zu beweisen wäre.

– Und tatsächlich fand ich den Widerspruch in diesem Fall interessant.

– Gütiger Himmel!

– Also, wie gesagt, sechsundvierzig weibliche Figuren.

– Damit Ihre Volkszählung zu irgend etwas Interessantem führt, liebes Kind, hätten Sie auch die männlichen Figuren zählen müssen.

– Habe ich getan.

– Welch eine Geistesgegenwart!

– Hundertdreiundsechzig männliche Figuren.

– Sie arme Kleine, wenn ich nicht soviel Erbarmen mit Ihnen hätte, würde ich mir gestatten, über ein solches Mißverhältnis zu lachen.

– Erbarmen ist ein Gefühl, das man ächten sollte.

– Oh, Zweig hat sie gelesen! Wie gebildet! Sehn Sie, meine Teure, Grobiane wie ich halten sich da an Montherlant – schade, daß Sie den nicht kennen! Ich habe Erbarmen mit den Frauen, also hasse ich sie, und umgekehrt.

– Bei so gesundem Empfinden gegen unser Geschlecht müßten Sie mir doch erklären können, warum Sie sechsundvierzig Frauengestalten geschaffen haben.

– Kommt nicht in Frage: Sie werden's mir erklären. Um nichts auf der Welt möchte ich auf ein solches Vergnügen verzichten.

– Es steht mir nicht zu, Ihnen Ihr Werk zu erklären. Statt dessen könnte ich Ihnen aber ein paar Beobachtungen mitteilen.

– Bitte, fangen Sie an.

– Ich zähle sie Ihnen durcheinander auf. Sie haben Bücher geschrieben, in denen gar keine Frauen vorkommen. *Apologie der Verdauungsstörung* natürlich ...

– Warum »natürlich«?

– Na, weil es ein Buch überhaupt ohne Personen ist.

– Sie haben mich also tatsächlich gelesen, zumindest teilweise!

– Ebenfalls keine Frauen gibt es in *Der Zersetzer*, *Perlen für ein Massaker*, *Buddha im Wasserglas*, *Attentat auf die Häßlichkeit*, *Totalschaden*, *Der Tod und nichts weiter* und – am erstaunlichsten – in *Poker*, *Weib und andere Leute*.

– Was für ein feiner Kunstgriff meinerseits!

– Das macht also acht Romane ohne Frauen. Zweiundzwanzig minus acht ist vierzehn. Die sechsundvierzig weiblichen Figuren verteilen sich also auf die übrigen vierzehn Romane.

- Die Wissenschaft ist doch was Schönes!
- Natürlich ist die Verteilung nicht gleichmäßig.
- Warum »natürlich«? Mich graust vor diesem ewigen »Natürlich«, zu dem Sie sich verpflichtet fühlen, wenn Sie von meinen Sachen sprechen, als ob mein Werk für so durchsichtige Zwecke so leicht berechenbar wäre.
- Gerade weil Ihr Werk unberechenbar ist, habe ich dieses »Natürlich« gebraucht.
- Bitte, keine Sophistereien!
- Den absoluten Rekord an weiblichem Personal hält *Notzucht zwischen zwei Kriegen*, in dem dreiundzwanzig Frauen vorkommen.
- Aus naheliegenden Gründen.
- Sechsendvierzig minus dreiundzwanzig gleich dreiundzwanzig. Es bleiben also noch dreizehn Romane und dreiundzwanzig Frauen.
- Eine wundervolle Statistik!
- Sie haben vier monogyne oder, wenn ich mir das erlauben darf, einweibige Romane geschrieben.
- Und dürfen Sie es sich erlauben?
- Nämlich *Beten und Plündern*, *Die Sauna und andere Genüsse*, *Enthaarungsprosa*, und *Verrecken ohne Adverb*.
- Und so bleiben schließlich?
- Neun Romane und neunzehn Frauen.
- Und die Verteilung?
- *Das Gesindel*: drei Frauen. Alle anderen Bücher sind digyn: *Die schmerzlose Kreuzigung*, *Der Hosenschlitzorden*, *Urbi et Orbi*, *Die Oasensklavinnen*, *Membranen*, *Drei Gemächer*, *Die mitwirkende Gnade* – jetzt fehlt mir noch eines.

- Nein, Sie haben alle genannt.
- Glauben Sie?
- Ja, Sie haben Ihre Lektion gut gelernt.
- Ich bin überzeugt, eines fehlt mir noch. Jetzt muß ich noch mal von vorn durchzählen.
- Ach nein, Sie wollen doch nicht noch mal von vorn anfangen!
- Es muß sein, sonst fällt meine Statistik in sich zusammen.
- Ich erteile Ihnen die Absolution.
- Um so schlimmer, ich fange noch mal an. Haben Sie vielleicht ein Blatt Papier und einen Bleistift?
- Nein.
- Bitte, helfen Sie mir doch, Monsieur Tach, das würde uns Zeit ersparen.
- Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen nicht noch mal von vorn anfangen. Sie ermüden mich mit Ihrer Aufzählerei!
- Dann ersparen Sie mir das doch und sagen Sie mir den Titel, der noch fehlt!
- Aber ich habe keine Ahnung. Die Hälfte der Titel, die Sie erwähnt haben, hatte ich schon vergessen.
- Sie vergessen Ihre eigenen Bücher?
- Versteht sich. Werden Sie erst mal dreiundachtzig!
- Trotzdem, unter Ihren Romanen gibt es einige, die können Sie nicht vergessen haben.
- Sicher, aber welche sollen das sein?
- Das ist nicht meine Aufgabe, Ihnen das zu sagen.
- Wie schade! Ihr Urteil amüsiert mich wirklich.
- Freut mich. Aber wenn Sie jetzt bitte mal einen Mo-

ment still sein wollen. Ich fange noch mal an: *Apologie der Verdauungsstörung*, das wäre eins, *Der Zersetzer* ...

– Wollen Sie mich verarschen, oder was?

– ... wären zwei. *Perlen für ein Massaker*, drei.

– Hätten Sie wohl Ohropax?

– Hätten Sie wohl den fehlenden Titel?

– Nein.

– Schade. *Buddha im Wasserglas*, vier. *Attentat auf die Häßlichkeit*, fünf.

– 165. 28. 3925. 424.

– Sie bringen mich nicht durcheinander. *Totalschaden*, sechs. *Der Tod und nichts weiter*, sieben.

– Möchten Sie eine Karamelle?

– Nein. *Poker, Weib und andere Leute*, acht. *Notzucht zwischen zwei Kriegen*, neun.

– Möchten Sie einen Alexander?

– Still! *Beten und Plündern*, zehn.

– Sie achten auf die Linie, wie? Hab ich mir doch gedacht. Sie finden sich immer noch nicht dünn genug, so wie Sie sind?

– *Die Sauna und andere Genüsse*, elf.

– So eine Antwort mußte ja kommen!

– *Enthaarungsprosa*, zwölf.

– Sagen Sie mal, das ist doch verrückt, Sie zählen sie ja wieder genau in derselben Reihenfolge auf wie beim ersten Mal.

– Da sehen Sie, was Sie für ein ausgezeichnetes Gedächtnis haben. *Verrecken ohne Adverb*, dreizehn.

– Man soll nichts übertreiben. Aber warum zählen Sie sie nicht in der chronologischen Reihenfolge auf?

– Erinnern Sie sich sogar noch an die chronologische Reihenfolge? *Das Gesindel*, vierzehn. *Die schmerzlose Kreuzigung*, fünfzehn.

– Bitte, seien Sie so gut und hören Sie auf!

– Nur unter einer Bedingung: Nennen Sie mir den fehlenden Titel. Ihr Gedächtnis ist viel zu gut, als daß Sie ihn vergessen haben könnten.

– Es ist aber so. Die Lücken der Amnesie.

– *Der Hosenschlitzorden*, sechzehn.

– Wollen Sie noch lange so weitermachen?

– So lange wie nötig ist, um Ihr Gedächtnis aufzufrischen.

– Mein Gedächtnis? Haben Sie wirklich gesagt, »mein« Gedächtnis?

– In der Tat.

– Muß ich das so verstehen, daß Sie selbst den Roman, um den es Ihnen geht, nicht vergessen haben?

– Wie könnte ich den vergessen haben?

– Aber warum nennen Sie ihn dann nicht selbst?

– Ich möchte ihn aus Ihrem Munde hören.

– Wie ich Ihnen schon mehrfach gesagt habe, ich erinnere mich nicht!

– Ich glaub es Ihnen nicht. Alle anderen könnten Sie vergessen haben, aber nicht diesen.

– Was hat er denn so Ungewöhnliches?

– Sie wissen Bescheid.

– Nein. Ich bin ein Genie, das sich selbst nicht kennt.

– Daß ich nicht lache.

– Jedenfalls, wenn dieser Roman so fabelhaft wäre, hätte man mich doch schon darauf angesprochen. Auf den hat

man mich aber noch nie angesprochen. Wenn von meinem Werk die Rede ist, spricht man immer wieder von denselben vier Büchern.

– Sie wissen genau, das will nichts besagen.

– Oh, ich seh schon, Mademoiselle ist ein Salonsnob. So eine, die ausruft: »Verehrtester, kennen Sie Proust? Aber nein, nicht die *Recherche*, die kennt natürlich jeder. Ich meine seinen Artikel, der 1904 im *Figaro* erschienen ist ...«

– Zugegeben, ich bin ein Snob. Wenn Sie mir jetzt bitte den fehlenden Titel sagen wollen!

– Ach, ich will nun einmal nicht.

– Das bestätigt meine Vermutungen.

– Ihre Vermutungen? Da sieh einer an!

– Gut. Da Sie sich weigern, mir zu helfen, werde ich mit meiner Aufzählung noch mal von vorn anfangen müssen – ich weiß nicht mehr, wo ich stehengeblieben war.

– Sie brauchen doch die ganze Litanei nicht noch mal zu wiederholen, Sie kennen den fehlenden Titel.

– Ach, ich fürchte, ich habe ihn wieder vergessen. *Apologie der Verdauungsstörung*, eins.

– Noch ein Wort, und ich erwürge Sie, so gebrechlich ich auch bin!

– Erwürgen? Diese Wortwahl scheint mir aufschlußreich zu sein.

– Wäre es Ihnen lieber, wenn ich Ihnen das Fell abziehe?

– Diesmal, Verehrtester, müssen Sie beim Thema bleiben. Erzählen Sie mir mehr vom Erwürgen.

– Was denn, habe ich ein Buch geschrieben, das so hieß?

– Das nicht gerade.

– Hören Sie, allmählich wird mir das zu bunt mit Ihrem

Ratespiel. Nun sagen Sie mir schon diesen Titel, und damit hat sich's!

– Ich habe es nicht so eilig, damit fertig zu werden. Ich finde das sehr amüsant.

– Da sind Sie aber die einzige.

– Um so besser gefällt mir die Sache. Aber wir wollen nicht abschweifen. Erzählen Sie mir vom Erwürgen.

– Zu dem Thema hab ich nichts zu sagen.

– Ach nein? Warum haben Sie mich dann eben damit bedroht?

– Das hab ich so gesagt, na ja, wie ich auch hätte sagen können, »gehn Sie dahin, wo der Pfeffer wächst!«

– Ja. Und trotzdem haben Sie mir so ganz zufällig lieber mit Erwürgen gedroht. Merkwürdig.

– Auf was wollen Sie hinaus? Sind Sie vielleicht auf Freudsche Fehlleistungen versessen? Das hätte noch gefehlt.

– Bis vor einer Minute habe ich an die Freudschen Fehlleistungen nicht geglaubt. Jetzt fange ich an, dran zu glauben.

– Und ich habe bis vor ein paar Minuten nicht an die Wirksamkeit der verbalen Folter geglaubt. Jetzt fange ich an, dran zu glauben.

– Sie schmeicheln mir. Aber wollen wir nicht die Karten auf den Tisch legen? Ich habe Zeit, und bevor Sie nicht den fehlenden Titel aus Ihrem Gedächtnis exhumiert und mir etwas über das Erwürgen erzählt haben, werde ich nicht lockerlassen.

– Sie schämen sich nicht, einen hilflosen alten Mann zu quälen, der krank und bewegungsunfähig ist?

- Ich kenne keine Scham.
- Das ist eine von den Tugenden, die eure Lehrer euch einzuimpfen versäumen.
- Monsieur Tach, Sie kennen doch selbst keine Scham.
- Ist normal. Ich habe ja auch keinen Grund, mich zu schämen.
- Haben Sie nicht gesagt, Ihre Bücher seien schädlich?
- Allerdings: ich würde mich schämen, wenn ich der Menschheit nicht geschadet hätte.
- Im Augenblick interessiert mich nicht die Menschheit.
- Sie haben recht, die Menschheit ist uninteressant.
- Interessant sind nur die Individuen, nicht wahr?
- In der Tat, sie sind so selten.
- Erzählen Sie mir von einem Individuum, das Sie gekannt haben.
- Na schön, Céline zum Beispiel.
- Ach nein, nicht von dem.
- Was? Ist Céline nicht interessant genug für Mademoiselle?
- Erzählen Sie mir von einer Person, die Sie in Fleisch und Blut gekannt haben, mit der Sie zusammengewesen sind, gesprochen haben etc.
- Von meiner Pflegerin?
- Nein, nicht von der Pflegerin. Sie wissen schon, worauf ich hinaus will. Sie wissen genau Bescheid.
- Ich habe nicht die leiseste Ahnung, Sie Nervensäge!
- Dann werde ich Ihnen mal eine kleine Geschichte erzählen. Vielleicht hilft sie Ihrem senilen Gedächtnis auf die Sprünge.
- Na also! Weil ich dann ja wohl eine Weile nichts zu

sagen brauche, darf ich mit Ihrer Erlaubnis ein paar Karamellen zu mir nehmen. Das habe ich bitter nötig bei den Qualen, die Sie mir zufügen.

– Genehmigt.

Der Romancier steckte sich eine dicke, eckige Karamelle in den Mund.

– Meine Geschichte beginnt mit einer erstaunlichen Entdeckung. Sie wissen ja, wir Journalisten kennen überhaupt keine Skrupel. Ich habe also in Ihrer Vergangenheit gewählt, ohne Sie erst um Erlaubnis zu fragen, denn Sie hätten sie mir nicht gegeben. Ich sehe, wie Sie lächeln, und weiß auch, was Sie jetzt denken: daß Sie keine Spuren hinterlassen haben, daß Sie der letzte Vertreter Ihrer Familie sind, daß Sie nie einen Freund hatten, kurz, daß ich nirgendwo etwas über Ihre Vergangenheit erfahren haben kann. Irrtum, Verehrtester! Man muß auf Zeugen im Hinterhalt gefaßt sein. Man muß darauf gefaßt sein, daß die Orte, wo man einmal gelebt hat, sprechen können. Ich sehe, Sie lachen wieder. Ja, das Schloß, wo Sie aufgewachsen sind, ist vor fünfundsechzig Jahren abgebrannt. Ein seltsamer Brand war das übrigens, der niemals eine Erklärung gefunden hat.

– Wie haben Sie denn von dem Schloß gehört? fragte der Dicke mit beschwichtigender, karamellüberzogener Stimme.

– Das war ganz leicht. Einfache Nachforschungen in Grundbüchern und Archiven – wir kommen an so etwas leicht heran, wir Journalisten. Da sehen Sie, Monsieur Tach, ich habe nicht erst am 10. Januar angefangen, mich

für Sie zu interessieren. Ihr Fall beschäftigt mich schon seit Jahren.

– Wie umtriebig Sie sind! Sie haben sich gedacht: »Der Alte macht's nicht mehr lange, da wollen wir uns für seinen Todestag mal was zurechtlegen.« War es nicht so?

– Reden Sie nicht, solange Sie an diesem Bonbon kauen, das ist widerlich! Meine Recherchen waren langwierig und riskant, aber nicht schwierig. Am Ende habe ich die Spur der letzten Tachs wiederentdeckt, von denen man etwas weiß: 1909 wird der Tod von Casimir und Célestine Tach gemeldet, ertrunken bei einem Hochwasser am Mont-Saint-Michel, wohin sich das junge Paar auf einer Reise begeben hatte. Sie waren seit zwei Jahren verheiratet und hinterließen ein einjähriges Kind – Sie dürfen raten, wer das war. Bei der Nachricht vom tragischen Ende ihres einzigen Sohnes starben Casimir Tachs Eltern vor Kummer. Nun ist nur noch ein Tach übrig, der kleine Prétextat. Von da an wurde es für mich schwieriger, Ihren Lebenslauf weiter zu verfolgen. Ich hatte die Erleuchtung, nach dem Mädchen-namen Ihrer Mutter zu forschen, und da erfuhr ich, daß Ihr Vater zwar aus einer unbekannten Familie stammte, daß aber Célestine ihrerseits eine geborene Marquise de Planèze de Saint-Sulpice war, aus einer heute erloschenen Linie, nicht zu verwechseln mit den Grafen und Gräfinnen von Planèze ...

– Haben Sie vor, mir die Chronik einer Familie vorzutragen, die nicht meine ist?

– Sie haben recht, ich bin abgeschweift. Also zurück zu den Planèze de Saint-Sulpice: eine Familie, die schon 1909 sehr ausgedünnt war, aber mit einer einschüchternden

Ahnenreihe. Bei der Nachricht vom Tod ihrer Tochter beschlossen der Marquis und die Marquise, sich ihres nunmehr verwaisten Enkels anzunehmen, und auf diese Weise kamen Sie mit einem Jahr ins Schloß von Saint-Sulpice. Dort werden Sie verwöhnt und gehätschelt, nicht nur von Ihrer Amme und von den Großeltern, sondern auch von Ihrem Onkel und Ihrer Tante, Cyprien und Cosima de Planèze, Bruder und Schwägerin Ihrer Mutter.

– Diese genealogischen Einzelheiten sind von atemberaubendem Interesse.

– Nicht wahr? Und was werden Sie erst zu der Fortsetzung sagen?

– Was, sind Sie noch immer nicht fertig?

– Natürlich nicht. Sie sind doch erst zwei Jahre, und ich habe vor, Ihren Lebenslauf bis ins Alter von achtzehn Jahren zu erzählen.

– Das sind ja Aussichten!

– Wenn Sie es selbst erzählen würden, müßte ich es nicht tun.

– Und wenn ich nun keine Lust habe, es zu erzählen, wie?

– Das hieße dann, daß Sie etwas zu verbergen haben.

– Nicht unbedingt.

– Es ist noch zu früh, um davon zu reden. Einstweilen sind Sie noch ein Baby, das von der Familie angebetet wird, trotz der Mesalliance Ihrer Mutter. Ich habe Skizzen von dem Schloß gesehen, das heute verschwunden ist: es war eine Pracht. Was für eine traumhafte Kindheit müssen Sie gehabt haben!

– Wie heißt das Scheißblatt, für das Sie schreiben? *Frankreichs Auen* oder *Der Blick von der Zinne*?

– Sie sind zwei Jahre alt, da bekommen Ihr Onkel und Ihre Tante ihr einziges Kind, Léopoldine de Planèze de Saint-Sulpice.

– Da wird Ihnen der Mund wäßrig, bei so einem Namen, was? Zu Ihnen würde der nicht passen.

– Ja, aber dafür bin ich noch am Leben.

– Davon haben Sie aber was!

– Soll ich fortfahren, oder möchten Sie, daß ich nun Ihnen das Wort überlasse? Inzwischen müßte Ihr Gedächtnis doch wieder aufgewacht sein.

– Fahren Sie fort, ich bitte darum, ich amüsiere mich blendend.

– Um so besser, denn ich bin noch lange nicht fertig. Auf diese Weise also verschafft man Ihnen das einzige, was Ihnen noch fehlt: eine Gespielin etwa gleichen Alters. Sie erleben nie die verdrossenen Tage der Einzelkinder, die keine Freunde haben; Sie gehen zwar nie zur Schule und haben keine Klassenkameraden, aber dafür haben Sie von nun an etwas viel Besseres: eine entzückende kleine Cousine. Sie beide werden unzertrennlich. Soll ich Ihnen sagen, welcher Quelle ich dergleichen Einzelheiten verdanke?

– Ihrer Phantasie vermutlich.

– Teilweise. Aber die Phantasie braucht Brennstoff, Monsieur Tach, und diesen Brennstoff verdanke ich Ihnen.

– Hören Sie auf, sich immer wieder zu unterbrechen, und erzählen Sie mir meine Kindheit; mir kommen die Tränen.

– Lästern Sie nur, Verehrtester. Sie hätten allen Grund

zu heulen. Sie haben eine viel zu schöne Kindheit gehabt. Sie haben alles gehabt, wovon man nur träumen kann: ein Schloß, einen ausgedehnten Grundbesitz mit Seen und Wäldern, Pferde, alle Vorteile des Wohlstands, eine Adoptivfamilie, die Sie verwöhnte, einen nicht sehr autoritären Hauslehrer, der obendrein oft krank war, liebevolle Dienstboten; und vor allem hatten Sie Léopoldine.

– Sagen Sie mir die Wahrheit: Sie sind gar keine Journalistin. Sie sind auf der Suche nach Stoff zu einem Frauenroman.

– Frauen? Das werden wir noch sehen. Ich berichte weiter. Natürlich, 1914 gibt es den Krieg, aber Kinder können sich mit einem Krieg gut abfinden, besonders die Kinder der Reichen. Aus Ihrem Paradies heraus erscheint dieser Konflikt Ihnen belanglos, und er stört in keiner Weise den geruhsamen Verlauf Ihrer langen, glücklichen Tage.

– Meine Teure, Sie sind eine Erzählerin sondergleichen!

– Ich kann mich mit Ihnen nicht messen.

– Fahren Sie fort.

– Die Jahre vergehen fast überhaupt nicht. Die Kindheit ist ein Abenteuer ohne Hast und Eile. Ein Jahr, was ist das schon für einen Erwachsenen? Für einen Jungen ist ein Jahr so gut wie ein Jahrhundert, und für Sie waren diese Jahrhunderte ein goldenes Zeitalter. Die Strafverteidiger führen meist eine unglückliche Kindheit als mildernden Umstand an. Bei der Beschäftigung mit Ihrer Vergangenheit ist mir klar geworden, daß auch die allzu glückliche Kindheit als mildernder Umstand gelten könnte.

– Warum wollen Sie mir mildernde Umstände zubilligen? Ich habe keine nötig.

– Wir werden sehen. Léopoldine und Sie wurden nie getrennt. Sie konnten ohne einander nicht leben.

– Cousin und Cousine, die älteste Geschichte von der Welt!

– Bei einem solchen Grad der Intimität, kann man da noch von Cousin und Cousine sprechen?

– Bruder und Schwester, wenn Ihnen das lieber ist.

– Bruder-Schwester-Inzest also.

– Schockiert Sie das? Kommt in den besten Familien vor. Ist zu beweisen.

– Ich glaube, die Fortsetzung sollten Sie erzählen.

– Ich werde mich hüten.

– Wollen Sie wirklich, daß ich fortfahre?

– Ich wäre Ihnen sehr verbunden.

– Den Gefallen tu ich Ihnen nur zu gern, aber wenn ich meinen Bericht über das Stadium hinaus, das ich nun erreicht habe, fortsetze, wird er nur eine blasse und mediokre Paraphrase des schönsten, eigenartigsten und unbekannten unter Ihren Romanen.

– Ich schwärme für blasse und mediokre Paraphrasen.

– Schlimm genug für Sie, aber Sie haben es gewollt. Geben Sie mir eigentlich recht?

– Worin?

– Darin, daß ich diesen Roman zu Ihren Werken mit zwei und nicht mit drei weiblichen Figuren gezählt habe?

– Ich gebe Ihnen vollkommen recht, meine Teure.

– Dann fürchte ich mich vor nichts mehr. Der Rest ist Literatur, nicht wahr?

– Der Rest ist im Grunde nichts anderes als mein Werk. Zu jener Zeit hatte ich ja noch kein anderes Papier als mein Leben und keine andere Tinte als mein Blut.

– Oder das der anderen.
– Sie war keine andere.
– Wer war sie denn?
– Das ist etwas, das ich nie erfahren habe, aber sie war keine andere, soviel ist sicher. Ich warte immer noch auf Ihre Paraphrase, meine Teure.

– Richtig. Die Jahre vergehen, und sie vergehen gut, allzu gut. Léopoldine und Sie haben nie ein anderes Leben gekannt als dieses, und dennoch sind Sie sich seiner Anormalität und des glücklichen Zufalls, der Sie begünstigt, wohl bewußt. In Ihrem Eden beginnen Sie etwas zu verspüren, was Sie »die Angst der Auserwählten« nennen, die sich in der folgenden Frage ausdrückt: »Soviel Vollkommenheit, wie lange kann sie dauern?« Diese Angst, wie alle Ängste, steigert Ihre Euphorie aufs höchste und läßt sie zugleich in einem gefährlichen und immer gefährlicheren Maße zerbrechlich werden. Die Jahre vergehen immer noch. Sie sind nun vierzehn, Ihre Cousine ist zwölf. Sie haben den Scheitelpunkt der Kindheit erreicht. Ein traumhaftes Leben hat Sie beide geprägt, und Sie sind die Kinder eines Traums. Niemand hat es Ihnen gesagt, aber Sie ahnen, daß eine furchtbare Erniedrigung Sie erwartet, die Ihre idealen Körper und Ihre nicht minder idealen Stimmungen ergreifen und Sie beide in pickelige, verunsicherte Jugendliche verwandeln wird. Hier, vermute ich, sind Sie es gewesen, der zu dem Wahnsinn angestiftet hat, der dann folgt.

– Da haben wir's! Schon jetzt versuchen Sie, meine Komplizin zu entlasten.

– Ich wüßte nicht, wovon ich Léopoldine entlasten müßte. Aber die Idee ging doch von Ihnen aus, nicht wahr?

- Ja, aber diese Idee war nicht verbrecherisch.
- Zunächst nicht, aber sie wurde es dann durch ihre Folgen und vor allem aufgrund ihrer Undurchführbarkeit, die früher oder später zutage treten mußte.
- Später, wie es sich zeigte.
- Lassen Sie uns nicht vorgreifen. Sie sind vierzehn, Léopoldine ist zwölf. Sie ist Ihnen blindlings ergeben, und Sie können sie zu egal was überreden.
- Es war nicht egal was.
- Nein, es war schlimmer. Sie haben ihr eingeredet, daß die Pubertät das größte aller Übel, aber vermeidbar sei.
- Sie ist es.
- Sie glauben das noch immer?
- Ich habe nie aufgehört, es zu glauben.
- Also sind Sie schon immer verrückt gewesen.
- So wie ich es sehe, bin ich immer der einzige geistig Gesunde gewesen.
- Offensichtlich. Mit vierzehn sind Sie geistig schon so gesund, daß Sie den feierlichen Entschluß fassen, niemals in die Adoleszenz einzutreten. Ihr Einfluß auf Ihre Cousine ist so beherrschend, daß Sie ihr den gleichen Eid abnehmen, wie Sie ihn selbst schwören.
- Ist das nicht zu bewundern?
- Kommt drauf an. Denn Sie sind nun schon Prétextat Tach und verbinden Ihren majestätischen Eid mit ebenso majestätischen Strafanordnungen für den Fall des Eidbruchs. Klarer ausgedrückt, Sie schwören und lassen Léopoldine schwören, daß derjenige von Ihnen beiden, der seinen Schwur bricht und in die Pubertät eintritt, von dem anderen schlicht und einfach getötet wird.

- Die Seele eines Titanen, schon mit vierzehn!
- Ich nehme an, schon viele Kinder haben diesen Vorsatz gefaßt, die Kindheit niemals zu verlassen, mit wechselndem, aber immer fragwürdigem Erfolg. Ihnen beiden aber scheint es zu gelingen. Allerdings gehen Sie auch mit einer ganz ungewöhnlichen Entschlossenheit zu Werke. Und Sie, der Titan in dieser Sache, Sie erfinden allerlei pseudowissenschaftliche Maßnahmen, die dazu dienen sollen, von Ihren Körpern die Pubertät fernzuhalten.
- So pseudowissenschaftlich können sie nicht gewesen sein, denn sie haben ja gewirkt.
- Wir werden sehen. Ich frage mich, wie Sie solche Kuren überleben konnten.
- Wir waren glücklich.
- Um welchen Preis? Wo zum Teufel war Ihr Gehirn nur auf so verdrehte Lebensregeln verfallen? Nun ja, Sie hatten die Entschuldigung, erst vierzehn zu sein.
- Wenn ich noch mal von vorn anfangen könnte, ich tät es wieder.
- Heute haben Sie als Entschuldigung die Senilität.
- Man muß glauben, daß ich immer entweder senil oder pueril gewesen bin, denn meine geistige Verfassung hat sich nie geändert.
- Das wundert mich bei Ihnen nicht. Schon 1922 waren Sie nicht bei Trost. Sie hatten aus dem Nichts eine »Hygiene der ewigen Kindheit« geschaffen, wie Sie es nannten – das Wort umfaßte damals alle Bereiche der geistigen und körperlichen Gesundheit; die Hygiene war eine gängige Ideologie. Die von Ihnen erfundene Spielart wäre besser als eine Antihygiene zu bezeichnen, denn sie ist äußerst ungesund.

– Im Gegenteil, sie ist sehr gesund.

– In der Überzeugung, daß die Pubertät sich während des Schlafes durchsetzt, dekretierten Sie, daß man nicht mehr schlafen dürfe, oder höchstens zwei Stunden täglich. Ein Leben vor allem im Wasser schien Ihnen am besten dazu geeignet, die Kindheit festzuhalten, und von nun an verbrachten Léopoldine und Sie ganze Tage und Nächte damit, in den Seen der Schloßdomäne zu schwimmen, manchmal sogar im Winter. Gegessen wird nur das Allernötigste. Bestimmte Speisen sind verboten, andere empfohlen, nach Regeln, die mir einer verstiegenen Phantasie zu entstammen scheinen: Sie verbieten alle Gerichte, die Sie als zu »erwachsen« einstufen, wie etwa Ente in Orangensauce oder Hummersuppe, außerdem alle dunkelfarbigem Speisen. Empfohlen werden dagegen manche Pilze, die zwar nicht giftig sind, aber als zum Verzehr ungeeignet gelten, etwa Boviste, mit denen Sie sich zu ihrer Jahreszeit vollstopfen. Um sich am Schlafen zu hindern, verschaffen Sie sich Büchsen mit einem überaus starken kenianischen Tee, denn Sie hatten gehört, wie Ihre Großmutter darüber klagte; den brühen Sie schwarz wie Tinte und trinken ihn in gewaltigen Mengen. In ebensolchen Mengen verabreichen Sie ihn der Cousine.

– Mit ihrem vollen Einverständnis.

– Sagen wir besser, sie hat Sie geliebt.

– Ich habe sie auch geliebt.

– Auf Ihre Weise.

– Meine Weise behagt Ihnen wohl nicht?

– Litotes.

– Sie finden vielleicht, daß andere sich besser darauf ver-

stehn? Ich kenne nichts Niederträchtigeres als die sogenannte Liebe. Wissen Sie, was andere Männer Liebe nennen? Sich eine Unglückliche gefügig machen, sie schwängern und sie häßlich werden lassen: das nennen diese Artgenossen, denen ich angeblich durch die Geschlechtszugehörigkeit verbunden bin, eine Frau lieben.

– Jetzt spielen Sie den Feministen? Weniger glaubwürdig fand ich Sie noch nie.

– Sie sind so dumm, daß man heulen möchte, mein Wort drauf! Zwischen dem, was ich eben sagte, und dem Feminismus liegen Welten.

– Warum versuchen Sie nicht zur Abwechslung einmal klar zu sein?

– Aber ich bin schon mehr als klar! Nur Sie wollen nicht wahrhaben, daß meine Art zu lieben die schönste ist.

– Was ich dazu meine, ist belanglos. Aber ich wüßte gern, was Léopoldine davon hielt.

– Dank meinem Einfluß war Léopoldine die Allerglücklichste.

– Die allerglücklichste was? Der Frauen? Der Irren? Der Kranken? Der Opfer?

– Sie gehen an der Sache völlig vorbei. Dank meinem Einfluß ist sie das glücklichste von allen Kindern gewesen.

– Von den Kindern? Mit fünfzehn Jahren?

– Eben da. In dem Alter, in dem die Mädchen zickig, picklig, busig, fettärschig, übelriechend, haarig, breit hüftig, intellektuell, zänkisch und dumm werden – Frauen, mit einem Wort –, in diesem finsternen Alter war Léopoldine das schönste, glücklichste, klügste und analphabetischste – sie war das kindlichste von allen Kindern, und das ver-

dankte sie einzig und allein mir. An mir lag es, daß dem Mädchen, das ich liebte, der Leidensweg, auf dem man zur Frau wird, erspart blieb. Sagen Sie mir, welche Art von Liebe schöner sein könnte als diese!

– Sind Sie vollkommen sicher, daß Ihre Cousine nicht sehr gern eine Frau geworden wäre?

– Wie hätte sie so etwas wollen können? Dazu war sie zu intelligent.

– Ich wollte als Antwort von Ihnen keine Mutmaßungen hören. Ich frage Sie, ob Léopoldine Ihnen, ja oder nein, ihr Einverständnis gegeben hatte, ob sie, ja oder nein, in klaren Worten gesagt hatte: »Prétextat, ich will lieber sterben als von der Kindheit Abschied nehmen.«

– Es war nicht nötig, daß sie mir das ausdrücklich sagte. Es verstand sich von selbst.

– Genau, wie ich's mir dachte: Sie hat Ihnen niemals ihr Einverständnis gegeben.

– Ich wiederhole, das war nicht nötig. Ich wußte, was sie wollte.

– Sie wußten vor allem, was Sie selbst wollten.

– Léopoldine und ich, wir wollten dasselbe.

– Selbstverständlich.

– Was versuchen Sie mir zu unterstellen, Sie kleiner Dreckspatz? Glauben Sie vielleicht, Sie kennen Léopoldine besser als ich?

– Je länger ich mit Ihnen rede, desto mehr glaube ich das.

– Je mehr Sie hören, desto weniger begreifen Sie. Ich will Ihnen eines sagen, was Sie sicher noch nicht wissen, Sie mieses Weibsstück: Niemand – verstehen Sie, niemand – kennt einen Menschen besser als sein Mörder.

- Da haben wir's. Sie wollen ein Geständnis ablegen?
- Geständnis? Das ist kein Geständnis, denn Sie wußten ja schon, daß ich sie getötet habe.
- Stellen Sie sich vor, mein letzter Zweifel war noch nicht ausgeräumt. Es ist nicht leicht, daran zu glauben, daß ein Nobelpreisträger ein Mörder sein soll.
- Wie denn? Wußten Sie nicht, daß Mörder die größten Chancen haben, einen Nobelpreis zu bekommen? Denken Sie an Kissinger, Gorbatschow ...
- Ja, aber Sie haben den Nobelpreis für Literatur.
- Ja eben. Die Friedenspreisträger sind oftmals Mörder, aber die Nobelpreisträger für Literatur sind es immer.
- Es ist unmöglich, mit Ihnen ernsthaft zu reden.
- Ich war noch nie ernsthafter als jetzt.
- Maeterlinck, Tagore, Pirandello, Mauriac, Hemingway, Pasternak, Kawabata – alles Mörder?
- Das wußten Sie nicht?
- Nein.
- Da könnten Sie von mir aber was lernen!
- Darf man wissen, aus welchen Quellen Sie die Informationen schöpfen?
- Prétextat Tach braucht für seine Informationen keine Quellen. Informationsquellen sind etwas für die anderen.
- Ich verstehe.
- Nein, Sie verstehen gar nichts. Sie haben sich mit meiner Vergangenheit beschäftigt, die Archive durchgewühlt und gestaunt, als Sie auf einen Mord stießen. Erstaunlich wäre gewesen, wenn Sie keinen Mord entdeckt hätten. Wenn Sie sich die Mühe gemacht hätten, die Archive ebenso minutiös nach den anderen Nobelpreisträgern durchzuse-

hen, hätten Sie sicherlich ganze Serien von Morden gefunden. Sonst hätten sie niemals den Nobelpreis bekommen.

– Dem Journalisten, der zuletzt hier war, haben Sie vorgeworfen, er würde die Kausalbeziehungen umkehren. Sie Ihrerseits, Sie kehren sie nicht um, sondern lassen sie im Sande verlaufen und ebnen sie ein.

– Ich warne Sie in Ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse: Wenn Sie mir auf dem Gebiet der Logik die Stirn bieten wollen, haben Sie keine Chance.

– Bei dem, was Sie Logik nennen, bezweifle ich das nicht. Aber ich bin nicht hier, um mit Ihnen zu streiten.

– Aus welchem Grund sind Sie dann hier?

– Um mir die Gewißheit zu verschaffen, daß Sie der Mörder waren. Danke, daß Sie meine letzten Bedenken zerstreut haben. Sie sind auf meinen Bluff hereingefallen.

Der Dicke gönnte sich ein fettes, langanhaltendes Lachen.

– Ihr Bluff! Vortrefflich! Und Sie halten sich für fähig, mich zu bluffen?

– Ich habe allen Grund, mich dessen für fähig zu halten, nachdem ich es getan habe.

– Sie armes, eingebildetes Hühnchen! Der Bluff, müssen Sie wissen, dient zum Auspressen. Sie haben nun aber nichts aus mir herausgepreßt, denn ich habe Ihnen gleich von vornherein die Wahrheit überlassen. Warum sollte ich verbergen, daß ich ein Mörder bin? Von der Justiz habe ich nichts zu befürchten, ich sterbe binnen zwei Monaten.

– Und Ihr Nachruhm?

– Der wird dadurch nur um so grandioser. Ich kann mir

schon die Plakate in den Schaufenstern der Buchhandlungen vorstellen: »Prétextat Tach – Nobelpreis Mord!« Meine Sachen werden gehn wir warme Semmeln. Wer sich die Hände reiben wird, sind meine Verleger. Glauben Sie mir, dieser Mord ist ein glänzendes Geschäft für alle Beteiligten.

- Auch für Léopoldine?
- Besonders für Léopoldine.
- Kommen wir zurück zum Jahr 1922.
- Warum nicht 1925?
- Sie haben es ein wenig eilig. Diese drei Jahre dürfen wir nicht auslassen, sie sind wesentlich.
- Stimmt. Sie sind wesentlich und daher nicht erzählbar.
- Sie haben aber dennoch davon erzählt.
- Nein, ich habe darüber geschrieben.
- Bitte, spielen wir nicht mit Worten!
- Und das sagen Sie zu einem Schriftsteller?
- Ich spreche jetzt nicht mit dem Schriftsteller, ich spreche mit dem Mörder.
- Beide sind ein und derselbe.
- Sind Sie sicher?
- Schriftsteller, Mörder: zwei Aspekte desselben Me-tiers, zwei Konjugationen desselben Verbs.
- Welches Verbs?
- Des seltensten und schwierigsten: lieben. Ist es nicht komisch, daß in unseren Schulgrammatiken dieses Verb, dessen Sinn der unbegreiflichste ist, so oft als Paradigma benutzt wird? Wäre ich Lehrer, ich würde dieses esoterische Verb durch ein handfesteres ersetzen.
- Töten?
- Töten ist auch nicht so einfach. Nein, ein triviales, ganz

gewöhnliches Verb wie wählen, entbinden, interviewen, arbeiten ...

– Gott sei Dank sind Sie kein Lehrer! Wissen Sie, wie unerhört schwierig es ist, Ihnen eine Antwort auf eine Frage abzurufen? Sie haben ein Talent auszuweichen, das Thema zu wechseln, in alle Himmelsrichtungen zu türmen. Man muß Sie ständig zur Ordnung rufen.

– Ich bin stolz auf dieses Talent.

– Diesmal werden Sie nicht mehr entkommen: 1922 bis 1925, ich überlasse Ihnen das Wort.

Lastendes Schweigen.

– Möchten Sie eine Karamelle?

– Monsieur Tach, warum mißtrauen Sie mir?

– Ich mißtraue Ihnen nicht. In aller Aufrichtigkeit, ich wüßte nicht, was ich Ihnen sagen könnte. Wir waren vollkommen glücklich und liebten uns abgöttisch. Abgesehen von solchen Dummheiten, was soll ich Ihnen erzählen?

– Ich werde Ihnen helfen.

– Ich bin aufs Schlimmste gefaßt.

– Vor vierundzwanzig Jahren, als Ihre literarische Menopause eintrat, haben Sie einen Roman unvollendet gelassen. Warum?

– Das hab ich zu einem von Ihren Kollegen schon gesagt. Jeder Schriftsteller, der etwas auf sich hält, ist es sich schuldig, wenigstens einen Roman unvollendet zu lassen, sonst ist er nicht glaubwürdig.

– Kennen Sie denn viele Schriftsteller, die zu ihren Lebzeiten unvollendete Romane veröffentlichen?

– Ich kenne keinen. Ich bin zweifellos etwas gewitzter als die anderen; auf diese Weise empfangen ich schon zu Lebzeiten die Ehren, die den gewöhnlichen Schriftstellern erst posthum zuteil werden. Ein unvollendeter Roman von einem grünen Jungen, das sähe nach Ungeschicklichkeit aus, nach jugendlicher Zügellosigkeit; aber von einem anerkanntermaßen großen Schriftsteller ist ein unvollendeter Roman ultraschick. Da denkt doch jeder an das »jäh aus seiner Bahn gerissene Genie«, an »die Angstkrise eines Titanen«, »das Verstummen vor dem Unsäglichen« – kurz gesagt, es zahlt sich aus.

– Monsieur Tach, ich glaube, Sie haben meine Frage nicht recht verstanden. Ich wollte nicht wissen, warum Sie *einen* Roman unvollendet gelassen haben, sondern warum Sie *diesen* unvollendet gelassen haben.

– Na schön, mir ist während des Schreibens klar geworden, daß ich den unvollendeten Roman, der zu meinem Ruhm erforderlich war, noch nicht hingelegt hatte, und da habe ich den Blick aufs Manuskript gesenkt und mir gedacht: »Warum nicht dieser?« Dann habe ich den Füller weggelegt und keine Zeile mehr hinzugefügt.

– Sie erwarten bitte nicht, daß ich Ihnen glaube.

– Warum nicht?

– Sie haben gesagt: »Ich habe den Füller weggelegt und keine Zeile mehr hinzugefügt.« Sie hätten besser sagen sollen: »Ich habe den Füller weggelegt und nie wieder eine Zeile geschrieben.« Ist es nicht erstaunlich, daß Sie nach diesem famosen unvollendeten Roman nie wieder schreiben wollten, obwohl Sie doch seit sechsunddreißig Jahren tagaus, tagein geschrieben hatten?

– Irgendwann mußte ich doch mal aufhören.
– Ja, aber warum gerade an diesem Tag?
– Suchen Sie doch keinen verborgenen Sinn in einer banalen Erscheinung wie dem Alter. Ich war neunundfünfzig, und da bin ich in den Ruhestand getreten. Was wäre normaler?

– Vom einen Tag auf den anderen keine Zeile mehr: Ist das Alter denn an einem Tag so plötzlich über Sie hergefallen?

– Warum nicht? Man wird nicht jeden Tag älter. Es können zehn, zwanzig Jahre vergehen, ohne daß man älter wird, und dann treffen einen die zwanzig Jahre mit einem Schlag in zwei Stunden. Sie werden sehn, so kann es Ihnen auch ergehen. Eines Abends schauen Sie in den Spiegel und denken: »Mein Gott, seit heute morgen bin ich um zehn Jahre gealtert!«

– Und das wirklich ohne einen bestimmten Grund?

– Ohne anderen Grund als die Zeit, in der alles vergeht.

– Die Zeit hat einen breiten Rücken, Monsieur Tach. Sie haben dabei kräftig mit eigener Hand nachgeholfen – mit beiden Händen, würde ich sogar sagen.

– Die Hand, der Sitz des Lustempfindens beim Schreiben.

– Die Hände, der Sitz des Lustempfindens beim Würgen.

– Würgen ist in der Tat eine Freude.

– Für den Würger oder für den Erwürgten?

– Leider kenne ich es nur aus einer der beiden Positionen.

– Noch ist kein Grund zu verzweifeln.

- Was wollen Sie damit sagen?
- Keine Ahnung. Sie bringen mich noch um den Verstand mit Ihren Ablenkungsmanövern. Erzählen Sie mir doch von diesem Buch, Monsieur Tach!
- Kommt nicht in Frage, Mademoiselle, das wäre Ihre Sache.
- Von allem, was Sie geschrieben haben, ist es mir am liebsten.
- Warum? Weil es von einem Schloß handelt, von Adligen und von einer Liebesaffäre? Sie sind eben doch eine Frau.
- Ich mag Liebesgeschichten, das stimmt. Oft komme ich auf den Gedanken, daß es außer der Liebe nichts Interessantes gibt.
- Du lieber Himmel!
- Machen Sie sich lustig, soviel Sie wollen. Sie können nicht leugnen, daß Sie dieses Buch geschrieben haben und daß es eine Liebesgeschichte ist.
- Wenn Sie es sagen.
- Es ist übrigens die einzige Liebesgeschichte, die Sie je geschrieben haben.
- Sie sehen, ich bin beruhigt.
- Ich wiederhole meine Frage, Verehrtester: Warum haben Sie diesen Roman unvollendet gelassen?
- Phantasiestörung vielleicht.
- Phantasie? Um dieses Buch zu schreiben, brauchten Sie keine Phantasie, Sie erzählten doch wirkliche Geschehnisse.
- Was wissen Sie davon? Sie waren doch nicht dabei, um zu recherchieren.

- Sie haben Léopoldine doch getötet, oder nicht?
- Ja, aber das beweist doch nicht, daß auch alles übrige stimmt. Der Rest ist Literatur, Mademoiselle.
- Trotzdem, ich für mein Teil, ich glaube, daß alles in diesem Buch wahr ist.
- Wenn Ihnen das Vergnügen macht.
- Ganz abgesehen vom Vergnügen habe ich gute Gründe zu denken, daß dieser Roman im strengen Sinne autobiographisch ist.
- Gute Gründe? Erklären Sie mir Ihre guten Gründe, damit wir was zu lachen haben!
- Aus den Archiven hat sich schon bestätigt, daß Ihre Beschreibung des Schlosses exakt ist. Die Personen tragen dieselben Namen wie in Wirklichkeit, bis auf Sie natürlich, aber Philémon Tractatus ist nicht eben ein undurchschaubares Pseudonym; sogar die Initialen stimmen. Außerdem bezeugen die Melderegister Léopoldines Tod im Jahre 1925.
- Archive, Melderegister – nennen Sie das die Wirklichkeit?
- Nein, aber wenn Sie sich an diesen offiziellen Teil der Wirklichkeit halten, kann ich vernünftigerweise daraus schließen, daß Sie sich auch in den geheimeren Dingen daran gehalten haben.
- Ein schwaches Argument.
- Ich habe noch andere. Der Stil zum Beispiel. Der Stil ist unendlich viel weniger abstrakt als in Ihren vorhergehenden Romanen.
- Ein noch schwächeres Argument. Der Impressionismus, der bei Ihnen die Stelle des kritischen Verstands einnimmt, hat keine Beweiskraft, schon gar nicht in Stilfragen:

Heloten wie Sie geraten nirgendwo so sehr ins Faseln, wie wenn es um den Stil eines Schriftstellers geht.

– Dann habe ich noch ein Argument, das um so erdrückender ist, als es gar kein Argument ist.

– Was für einen Unsinn erzählen Sie mir jetzt?

– Es ist kein Argument, es ist ein Foto.

– Ein Foto? Von was?

– Wissen Sie, warum noch niemand auf den Gedanken gekommen ist, daß dieser Roman autobiographisch sein könnte? Weil die Hauptfigur Philémon Tractatus ein gertenschlanker Jüngling mit wunderschönen Gesichtszügen ist. Sie haben zwar nicht geradezu gelogen, als Sie zu meinen Kollegen sagten, Sie seien schon seit dem achtzehnten Lebensjahr fett und häßlich. Sagen wir, Sie haben die Wahrheit ausgelassen, denn in den Jahren davor waren Sie hinreißend schön.

– Was wissen Sie darüber?

– Ich habe ein Foto aufgetrieben.

– Das ist unmöglich. Vor 1948 bin ich niemals fotografiert worden.

– Tut mir leid, aber da hat Ihr Gedächtnis eine Lücke. Ich habe ein Foto gefunden, auf dessen Rückseite mit Bleistift vermerkt ist, »Saint-Sulpice – 1925«.

– Zeigen Sie's mir!

– Ich werde es Ihnen zeigen, sobald ich die Gewißheit habe, daß Sie nicht versuchen werden, es zu vernichten.

– Ich sehe, Sie bluffen.

– Ich bluffe nicht. Ich habe mich nach Saint-Sulpice aufgemacht. Mit Bedauern muß ich Ihnen melden, daß man an der Stelle, wo das alte Schloß gestanden hat, von dem nichts

mehr übrig ist, eine landwirtschaftliche Genossenschaft aufgebaut hat. Die meisten Seen der Domäne sind zugeschüttet, und das Tal hat man in eine Müllkippe verwandelt. Zu schade, aber für Sie habe ich dabei kein Mitleid. Im Ort habe ich die alten Leute ausgefragt, die ich finden konnte. Man erinnert sich noch an das Schloß und an die Marquis de Planèze de Saint-Sulpice. Man erinnert sich sogar noch an den Waisenknaben, den seine Großeltern adoptiert hatten.

– Ich frage mich doch, wie dieses Bauerngesindel sich an mich sollte erinnern können; ich hatte nie Kontakt mit den Leuten.

– Es gibt eben vielerlei Arten von Kontakt. Man hat vielleicht nie mit Ihnen gesprochen, aber man hat Sie gesehen.

– Unmöglich. Ich habe das Gebiet der Domäne niemals verlassen.

– Aber zu Ihren Großeltern sind doch Freunde gekommen; und zu Ihrem Onkel und Ihrer Tante.

– Die haben nie Fotos gemacht.

– Irrtum. Hören Sie, ich weiß nicht, unter welchen Umständen dieses Foto aufgenommen wurde, und auch nicht, von wem – meine Erklärungen waren nur Hypothesen –, aber das Foto existiert nun mal. Darauf sieht man Sie vor dem Schloß, zusammen mit Léopoldine.

– Mit Léopoldine?

– Ein entzückendes Kind mit dunklen Haaren – das kann nur sie sein.

– Zeigen Sie mir dieses Foto!

– Was würden Sie damit machen?

– Zeigen Sie mir dieses Foto, sag ich Ihnen!

– Ich habe es von einer sehr alten Frau aus dem Dorf be-

kommen. Wie es in ihre Hände gelangt ist, weiß ich nicht. Egal. Wer die beiden Kinder darauf sind, steht außer Zweifel. Ja, Kinder; sogar Sie lassen mit Ihren siebzehn Jahren noch kein Zeichen der Adoleszenz erkennen. Es sieht sehr merkwürdig aus: Beide sind Sie dünn, bleich und hochaufgeschossen, aber die Gesichter und die langgestreckten Körper sind noch vollkommen kindlich. Ganz normal wirken Sie nicht: zwei kindliche Riesen, könnte man sagen. Das Ergebnis ist trotzdem umwerfend: die feinen Züge, die naiven Augen, die im Verhältnis zum Schädel zu kleinen Gesichter auf dem kindlichen Oberkörper, die schwächtingen, unendlich langen Gliedmaßen – etwas für einen Maler. Man möchte glauben, daß Ihre wahnwitzige Hygiene nicht unwirksam war und daß die Boviste ein geheimes Schönheitsmittel sein könnten. Der größte Schock aber sind Sie selbst. Sie sind schwer zu erkennen.

– Wenn ich schwer zu erkennen bin, woher wollen Sie dann wissen, daß ich es überhaupt bin?

– Ich wüßte nicht, wer es sonst sein könnte. Und außerdem, Sie haben immer noch die gleiche weiße, geschmeidige, unbehaarte Haut – das ist aber wohl auch das einzige, was Sie seit damals bewahrt haben. Sie waren dermaßen schön, Sie hatten Gesichtszüge von solcher Reinheit, so feine Gliedmaßen und ein so geschlechtsloses Naturell – die Engel können nicht sehr viel anders aussehen.

– Bitte verschonen Sie mich mit Ihrer Frömmerei! Und statt lange zu reden, zeigen Sie mir lieber dieses Foto!

– Wie haben Sie sich nur so verändern können? Sie sagten, mit achtzehn hätten Sie schon so ausgesehen wie jetzt, und ich bin bereit, Ihnen zu glauben – aber um so größer ist

dann meine Verblüffung: wie haben Sie nur in weniger als einem Jahr Ihre seraphische Erscheinung gegen die monströse Aufgedunsenheit vertauschen können, die ich jetzt vor mir sehe? Denn nicht nur, daß sich Ihr Gewicht verdreifacht hat, auch Ihr schmales Gesicht von damals erinnert nun an einen Mastochsen, und Ihre feinen Züge sind so verquollen, daß sie alle Merkmale der Gewöhnlichkeit aufweisen.

– Sind Sie bald fertig mit Ihren Beschimpfungen?

– Sie wissen ja selbst, wie häßlich Sie sind. Übrigens können Sie gar nicht aufhören, sich selbst mit den schmächtigsten Adjektiven zu belegen.

– Mich selbst damit zu belegen bereitet mir allerhand Vergnügen, aber anderen erlaube ich nicht, mich zu beschimpfen. Verstanden?

– Ich kann ohne Ihre Erlaubnis auskommen. Sie sind einfach abscheulich, jawohl, und es ist unglaublich, daß jemand so abscheulich sein kann, der einmal so schön gewesen ist.

– Daran ist gar nichts unglaublich, das passiert ständig. Nur geht es gewöhnlich nicht so schnell.

– Jedenfalls haben Sie nun schon wieder ein Geständnis abgelegt.

– Wie?

– Ja. Indem Sie mir das sagen, geben Sie stillschweigend zu, daß meine Behauptung richtig ist. Mit siebzehn waren Sie etwa so, wie ich Sie beschrieben habe – und wie leider kein Foto Sie jemals verewigt hat.

– Ich hab's doch gewußt. Aber wie haben Sie es fertiggebracht, mich so gut zu beschreiben?

– Ich habe mich damit begnügt, die Beschreibungen des Philémon Tractatus aus Ihrem Roman zu paraphrasieren. Ich wollte nachprüfen, ob Sie so waren, wie Sie Ihre Person geschildert haben, und dazu blieb mir kein anderes Mittel als der Bluff, denn meine Fragen wollten Sie ja nicht beantworten.

– Sie sind eine miese kleine Schnüfflerin.

– Die Schnüffelei hat funktioniert: jetzt weiß ich mit Sicherheit, daß Ihr Roman streng autobiographisch ist. Ich habe allen Grund, stolz zu sein, denn ich wußte zunächst nicht mehr, als jeder andere auch hätte wissen können. Aber ich allein habe den Riecher für die Wahrheit gehabt.

– Meinetwegen, seien Sie stolz drauf!

– Und nun, stellen Sie sich vor, nun wiederhole ich meine erste Frage: Warum ist *Reinheit des Mörders* ein unvollendeter Roman geblieben?

– Da hätten wir ihn ja, den Titel, der uns vorhin noch fehlte!

– Nicht nötig, Erstaunen zu mimen, ich werde keine Ruhe geben, bis Sie mir antworten: Warum ist dieser Roman unvollendet?

– Man könnte diese Frage auch in einer metaphysischen Form stellen: Warum ist dieses Unvollendete ein Roman?

– Ihre Metaphysik interessiert mich nicht. Antworten Sie auf meine Frage: Warum ist dieser Roman unvollendet?

– Meine Fresse, öden Sie mich an! Warum sollte dieser Roman nicht das Recht haben, unvollendet zu bleiben?

– Das Recht hat nun in dieser Geschichte wahrhaftig nichts zu suchen. Sie schrieben über wirkliche Gescheh-

nisse mit einem wirklichen Ausgang: warum also haben Sie den Roman nicht bis zu Ende ausgeführt? Nach dem Mord an Léopoldine brechen Sie ab und lassen alles in der Schwebe. War es so schwierig, die losen Enden zusammenzubinden und der Sache einen ordentlichen Schluß zu geben?

– Schwierig! Merken Sie sich, Sie Hühnchen, daß es beim Schreiben nichts gibt, was für einen Prétextat Tach schwierig wäre.

– Eben. Um so absurder ist dieser Nichtschluß, in dem die Geschichte versandet.

– Wer sind Sie, daß Sie darüber urteilen wollen, ob meine Entscheidungen absurd sind?

– Ich urteile nicht, ich frage mich nur.

Der alte Mann sah plötzlich aus wie ein alter Mann von dreiundachtzig Jahren.

– Da sind Sie nicht die einzige. Ich frag es mich auch und finde keine Antwort. Es hätte Dutzende von Möglichkeiten für den Schluß gegeben: entweder der Mord selbst oder die Nacht darauf, meine körperliche Verwandlung, der Brand des Schlosses ein Jahr später ...

– Nicht wahr, Sie haben diesen Brand gelegt?

– Natürlich. Ohne Léopoldine war mir Saint-Sulpice unerträglich geworden. Außerdem begann der Verdacht der Familie, der mich traf, mir auf die Nerven zu gehn. Darum habe ich beschlossen, mir das Schloß mitsamt seinen Bewohnern vom Hals zu schaffen. Ich hatte nicht gedacht, daß sie so schön brennen würden.

– Die Achtung vor dem Menschenleben ist offenbar nichts, was Sie beschwert, aber hatten Sie nicht wenigstens Skrupel, ein Schloß aus dem XVII. Jahrhundert niederzubrennen?

– Skrupel waren nie meine starke Seite.

– Ja. Kommen wir zurück zu unserem Romanschluß, oder vielmehr zum fehlenden Romanschluß. Sie behaupten also, nicht zu wissen, warum der Roman unvollendet geblieben ist?

– Hier können Sie mir glauben. Ja, was den eleganten Schluß anging, hatte ich nur die Qual der Wahl, aber kein Schluß hat mir je so recht zugesagt. Ich weiß nicht, es war, wie wenn ich noch etwas anderes hätte abwarten wollen, worauf ich seit dreiundachtzig Jahren, oder seit sechsundsechzig, wenn Sie wollen, immer noch warte.

– Etwas anderes, was denn? Léopoldines Auferstehung?

– Wenn ich es wüßte, hätte ich nicht aufgehört zu schreiben.

– Ich hatte also recht, als ich die Unabgeschlossenheit dieses Romans mit Ihrer famosen literarischen Menopause in Zusammenhang brachte?

– Sicher hatten Sie recht. Ist das ein Grund, stolz zu sein? Zum Rechthaben braucht man als Journalist nur ein bißchen Geschicklichkeit. Für den Schriftsteller gibt es kein Rechthaben. Ihr Metier ist so widerlich einfach. Meines dagegen ist gefährlich.

– Und Sie sorgen dafür, daß es so gefährlich wie möglich ist.

– Auf was reimt sich dieses seltsame Kompliment?

– Ich weiß nicht, ob es ein Kompliment ist. Ich weiß

nicht, ob ich es bewundernswert oder verrückt finden soll, wie Sie sich bloßstellen. Können Sie mir erklären, was da an dem Tag in Sie gefahren ist, als Sie beschlossen haben, wahrheitsgetreu diese Geschichte zu erzählen, die Ihnen nicht nur die liebste war, sondern die auch das größte Risiko einschloß, daß man Sie vor Gericht bringen könnte? Von welchem dunklen, perversen Drang haben Sie sich leiten lassen, der Menschheit in Ihrem schönsten Stil eine Selbstanklage von so krasser Durchsichtigkeit zu bieten?

– Aber die Menschheit pfeift doch darauf! Der Beweis: Seit vierundzwanzig Jahren verstaubt dieser Roman jetzt in den Bibliotheken, und niemand, aber auch niemand hat mich je darauf angesprochen. Und das ist ja auch ganz normal, denn, wie ich Ihnen schon sagte, niemand hat ihn gelesen.

– Und ich?

– Sie zählen nicht.

– Sind Sie sicher, daß es nicht noch mehr Leute wie mich gibt, die nicht zählen?

– Vollkommen sicher, und dafür gibt es einen schlagenden Beweis: Wenn noch andere außer Ihnen mich gelesen hätten – ich meine, gelesen im echten, karnivoren Sinn des Wortes –, dann säße ich längst im Gefängnis. Sie haben mir eine sehr interessante Frage gestellt, aber ich wundere mich, daß Ihnen die Antwort nicht von selbst ins Auge springt. Sie haben einen Mörder, dessen Verbrechen seit zweiundvierzig Jahren unentdeckt geblieben sind. Er ist ein berühmter Schriftsteller geworden. Anstatt sich nun mit einer so bequemen Situation zufriedenzugeben, läßt sich der Mann auf eine absurde Wette ein, bei der er alles zu verlieren und

nichts zu gewinnen hat – nichts zu gewinnen, es sei denn, er hätte es auf eine Demonstration von höchster Komik abgesehen.

– Lassen Sie mich raten: Er will nachweisen, daß niemand ihn liest.

– Noch mehr: Er will nachweisen, daß sogar die sehr wenigen, die ihn lesen – denn solche Leute gibt es immerhin –, ihn gelesen haben, ohne zu lesen.

– Das ist jedenfalls klar.

– Aber ja! Sie wissen ja, es gibt immer eine Handvoll Arbeitslose, Vegetarier, unerfahrene Rezensenten, masochistische Studenten oder einfach Neugierige, die nicht davor zurückschrecken, die Bücher, die sie kaufen, auch zu lesen. Diesen Leuten galt mein Experiment. Ich wollte beweisen, daß ich ungestraft die ärgsten Greuel in bezug auf die eigene Person berichten konnte; diese Selbstanklage, wie Sie es treffend genannt haben, ist streng authentisch. Ja, Mademoiselle, Sie haben auf der ganzen Linie recht: kein einziges Detail in diesem Buch ist erfunden. Gewiß könnte man für die Leser Entschuldigungen vorbringen: niemand weiß etwas über meine Kindheit, dies ist nicht mein erstes schreckliches Buch, wer hätte denken sollen, daß ich einmal so himmlisch schön gewesen bin? usw. Aber ich lasse diese Entschuldigungen nicht gelten. Kennen Sie die Kritik, die ich vor vierundzwanzig Jahren über *Reinheit des Mörders* in einer Zeitung gelesen habe? »Ein Märchen von reichem Symbolgehalt, eine Traum-Metapher für die Erbsünde und damit für die Verfassung des Menschen.« Ich hab Ihnen doch gesagt, man hat mich gelesen, ohne zu lesen! Ich kann mir erlauben, die gefährlichsten Wahrheiten zu schreiben,

und man wird darin immer nur Metaphern sehen. Das hat nichts Erstaunliches: Im Schutze seines undurchdringlichen Taucheranzugs durchquert der Pseudoleser meine bluttriefendsten Sätze. »Was für ein hübsches Symbol!« freut er sich ab und zu. Das nennt man dann lesen. Eine prächtige Tätigkeit, sehr bequem im Bett zu erledigen, sie beruhigt vor dem Einschlafen und befleckt noch nicht mal die Laken.

– Wo wäre es Ihnen denn lieber? Soll man Sie vielleicht in einem Schlachthaus lesen, oder in Bagdad, während die Bomben fallen?

– Aber nein, Sie Dummchen! Es geht mir nicht um den Ort der Lektüre, es geht mir um die Lektüre selbst. Ich hätte mir gewünscht, daß man mich ohne Taucheranzug liest, ohne Gitter und Schutzimpfung, kurz, ohne Vorbehalt.

– Sie müßten doch wissen, daß es eine solche Art des Lesens nicht gibt.

– Zu Anfang wußte ich es nicht, aber jetzt, nach meiner glänzenden Demonstration, da können Sie mir glauben, daß ich es weiß.

– Was ist dabei? Sollte man sich nicht vielmehr freuen, daß es ebenso viele Arten des Lesens wie Leser gibt?

– Sie haben mich nicht verstanden: Es gibt keine Leser, und es gibt keine Arten des Lesens.

– Aber ja, die Leute lesen nur eben anders als Sie, das ist alles! Warum sollte Ihre Art, zu lesen, die einzig zulässige sein?

– Ach, lassen Sie's sein, hören Sie auf, mir aus Ihrem Soziologie-Handbuch zu rezitieren! Abgesehen davon, wüßte ich gern mal, was Ihr Soziologie-Handbuch zu die-

ser erbaulichen Situation zu sagen hätte: Ein Schriftsteller, der ein Mörder ist, klagt sich in aller Öffentlichkeit selbst an, und kein Leser ist gewitzt genug, es zu bemerken.

– Mir ist egal, was die Soziologen dazu meinen. Ich meine, der Leser ist schließlich kein Polizist, und daß nach dem Erscheinen des Buches niemand versucht hat, Ihnen Ärger zu machen, ist ein gutes Zeichen; es bedeutet, daß Fouquier-Tinville nicht mehr aktuell ist, daß die Leute eine offene Geistesart haben und zu einer zivilisierten Form der Lektüre fähig sind.

– Na ja, ich verstehe: Sie sind genau so eine wie alle ändern. Und ich Dummkopf habe geglaubt, Sie wären anders als die große Masse.

– Leider müssen Sie nun mal glauben, daß ich um eine Winzigkeit anders bin, da ich als einzige die Wahrheit gerochen habe.

– Zugegeben, an Gespür fehlt es Ihnen nicht. Das ist aber auch alles. Sehn Sie, ich bin von Ihnen enttäuscht.

– Das ist fast ein Kompliment. Darf ich das so verstehen, daß Sie binnen weniger Augenblicke eine günstigere Meinung über mich gewonnen haben?

– Sie werden lachen, ja. Sie sind von menschlicher Plattheit nicht frei, aber Sie haben eine sehr, sehr rare Eigenschaft.

– Ich wüßte zu gern, welche?

– Ich denke, es ist eine angeborene Eigenschaft, und stelle mit Erleichterung fest, daß sie durch all das stupide Zeug, das Sie gelernt haben, nicht verdorben worden ist.

– Was für eine Eigenschaft denn?

– Sie können wenigstens lesen.

Schweigen.

– Wie alt sind Sie, Mademoiselle?

– Dreißig.

– Doppelt so alt wie Léopoldine, als sie starb. Sie arme Kleine, das ist der mildernde Umstand für Sie: Sie haben viel zu lange gelebt.

– Wie bitte! Ich soll mildernde Umstände nötig haben? Verkehrte Welt.

– Verstehen Sie doch, ich suche nach einer Erklärung: Vor mir habe ich eine scharfsinnige Person mit der seltenen Begabung, lesen zu können. Da muß ich mich doch fragen, wodurch so schöne Anlagen verunreinigt werden konnten. Sie haben mir eben die Antwort geliefert: durch die Zeit. Dreißig Jahre, das ist viel zuviel.

– Das müssen Sie mir sagen, in Ihrem Alter?

– Ich bin mit siebzehn gestorben, Mademoiselle. Und außerdem, bei Männern ist es nicht dasselbe.

– Dacht ich mir.

– Gar nicht nötig, daß Sie eine sarkastische Miene aufsetzen, meine Kleine, Sie wissen genau, daß es stimmt.

– Daß was stimmt? Ich möchte es von Ihnen deutlich ausgesprochen hören.

– Um so schlimmer für Sie. Nun ja, die Männer haben ein Anrecht auf jederlei Aufschub. Die Frauen nicht. Was diesen letzten Punkt angeht, so bin ich viel klarer und offener als andere: Die meisten Männchen gewähren ihren Weibchen eine mehr oder weniger lange Frist, bevor sie sie vergessen, was weitaus feiger ist, als sie umzubringen. Ich finde diese Frist absurd, sogar illoyal gegen die Weiber. Auf-

grund dieser Verzögerung bilden sie sich ein, sie würden gebraucht. Die Wahrheit ist, daß sie von dem Augenblick an, in dem sie eine Frau werden, in dem sie von der Kindheit Abschied nehmen, sterben müssen. Wenn die Männer Gentlemen wären, würden sie die Weiber am Tag der ersten Regel töten. Aber so ritterlich sind die Männer noch nie gewesen; sie lassen die Unglücklichen sich lieber von Leiden zu Leiden schleppen, als daß sie die Güte hätten, sie zu erlösen. Ich kenne nur einen einzigen, der die Größe, Achtung, Treuherzigkeit, Liebe und Höflichkeit hatte, dies zu tun.

— Nämlich Sie.

– Richtig.

Die Journalistin legte den Kopf in den Nacken. Ihr Lachen kam zuerst heiser und stockend. Es beschleunigte sich allmählich, stieg mit jedem Takt höher auf der Oktave und bog dann in die Quinte ein, wollte nicht mehr aufhören, bis zum Ersticken. Es war ein Wahnsinnsgelächter im klinischen Stadium.

– Da müssen Sie lachen?

– ...

Das Gelächter ließ ihr keine Luft zum Sprechen.

– Der Lachkrampf, auch eine Frauenkrankheit. Ich habe noch nie einen Mann sich so winden gesehen, wie es die Frauen in solchen Fällen tun. Das muß aus dem Uterus kommen; alle Sauereien des Lebens kommen aus dem Uterus. Die kleinen Mädchen haben noch keinen Uterus,

glaube ich, oder wenn sie einen haben, dann nur im Spielzeugformat, eine Parodie des Uterus. Sobald aus diesem falschen Uterus ein echter wird, muß man die kleinen Mädchen töten, um ihnen diese abscheuliche und schmerzhaft Hysterie zu ersparen, unter der Sie im Augenblick leiden.

– Ah!

Dieses »Ah!« kam als Stöhnen aus einem erschöpften Bauch, den immer noch unwiderstehliche Krämpfe schüttelten.

– Sie arme Kleine, Ihnen hat man übel mitgespielt! Wer ist der Dreckskerl, der Sie während der Pubertät nicht getötet hat? Aber vielleicht hatten Sie damals nicht einen einzigen echten Freund. O weh, ich fürchte, Léopoldine hat als einzige Glück gehabt!

– Hören Sie auf, ich kann nicht mehr!

– Ich verstehe Ihre Reaktion. Die verspätete Enthüllung der Wahrheit, das plötzliche Bewußtwerden Ihres Mißgeschicks, das muß ein verdammt schwerer Schock sein. Ihr Uterus hat jetzt Mühe, einen solchen Schlag wegzustecken. Sie armes Weibchen! Sie armes, von den Männern aus Feigheit am Leben gelassenes Geschöpf! Bitte glauben Sie mir, daß ich mit Ihnen fühle.

– Monsieur Tach, Sie sind die verblüffendste und komischste Person, die ich kenne.

– Komisch, wieso komisch?

– Ich bewundere Sie. Eine so verrückte und zugleich folgerichtige Theorie zu erfinden – einfach enorm! Ich habe zuerst gedacht, Sie würden mir die üblichen Macho-

Dummheiten erzählen. Ich habe Sie unterschätzt. Ihre Erklärung ist ungeheuerlich und subtil zugleich: Man muß einfach die Frauen ausmerzen, nicht wahr?

– Selbstverständlich. Wenn die Frauen nicht wären, ginge endlich alles so, wie es im Interesse der Frauen gehen sollte.

– Was für eine geniale Lösung! Warum hat nur noch nie jemand daran gedacht?

– Meiner Ansicht nach hat man wohl schon daran gedacht, aber vor mir hat niemand den Mut gehabt, den Gedanken in die Tat umzusetzen. Denn der Gedanke selbst liegt nahe, der Erstbeste kann darauf verfallen. Feminismus und Antifeminismus sind die großen Plagen des Menschengeschlechts; das Heilmittel ist leicht zu sehen, es ist einfach und logisch: Man muß eben die Frauen abschaffen.

– Monsieur Tach, Sie sind genial. Ich bewundere Sie und freue mich, Sie kennengelernt zu haben.

– Sie werden staunen: auch ich bin sehr froh, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.

– Das ist nicht Ihr Ernst.

– Im Gegenteil. Zunächst einmal, Sie bewundern mich als den, der ich bin, und nicht als den, der ich in Ihrer Einbildung sein könnte: das spricht sehr für Sie. Sodann weiß ich, daß ich Ihnen einen großen Dienst erweisen werde, und das ist mir eine Freude.

– Was für einen Dienst?

– Wie, was für einen Dienst? Sie wissen es doch inzwischen.

– Darf ich das so verstehen, daß Sie vorhaben, auch mich abzuschaffen?

- Ich fange an zu glauben, daß Sie dessen würdig wären.
- Das ist überaus schmeichelhaft, Monsieur Tach, und glauben Sie mir, ich bin ganz verwirrt, aber ...
- Tatsächlich, Sie erröten ja!
- Aber bitte machen Sie sich nicht die Mühe!
- Warum nicht? Ich glaube, Sie verdienen es. Sie sind viel besser, als ich anfangs dachte. Ich habe große Lust, Ihnen sterben zu helfen.
- Ich bin gerührt, aber lassen Sie es lieber; ich möchte nicht, daß Sie meinetwegen Scherereien bekommen.
- Aber sehn Sie, meine Kleine, ich riskiere doch nichts; ich habe nur noch anderthalb Monate zu leben.
- Es wäre mir unangenehm, wenn Ihr Nachruhm durch mein Verschulden befleckt würde.
- Befleckt? Warum sollte er durch diese gute Tat befleckt werden? Im Gegenteil. Die Leute werden sagen:»Keine zwei Monate vor seinem Tod vollbrachte Prétextat Tach noch ein gutes Werk.« Ich werde der Menschheit ein Vorbild sein.
- Monsieur Tach, die Menschheit wird Sie nicht verstehen.
- Leider ist zu befürchten, daß Sie schon wieder recht haben. Aber was kümmern mich die Menschheit und mein Nachruhm? Verstehen Sie, Mademoiselle, daß ich Sie so sehr schätze, daß ich für Sie ganz allein etwas Gutes, Uneigennütziges tun möchte.
- Ich glaube, Sie schätzen mich bei weitem zu hoch ein.
- Ich glaube das nicht.
- Machen Sie die Augen auf, Monsieur Tach! Haben Sie nicht selbst gesagt, daß ich mies, aufdringlich, ein Mäuschen und was weiß ich noch alles bin? Und genügt nicht

allein schon die Tatsache, daß ich eine Frau bin, um mich zu diskreditieren?

– Theoretisch ist das alles richtig, was Sie gesagt haben. Aber hier geschieht etwas Seltsames, Mademoiselle; die Theorie reicht da nicht mehr hin. Ich bin im Begriff, eine andere Dimension des Problems zu durchleben, und verspüre freudige Gefühle, wie ich sie seit sechsundsechzig Jahren nicht mehr kenne.

– Machen Sie die Augen auf, Monsieur Tach, ich bin nicht Léopoldine!

– Nein. Und dennoch, Sie stehen ihr nicht fern.

– Sie war schön wie der Tag, und mich finden Sie häßlich.

– Das stimmt nicht ganz. Ihre Häßlichkeit ist nicht ganz eindeutig. Momentweise sind Sie schön.

– Momentweise.

– Ein Moment ist sehr viel, Mademoiselle.

– Sie finden mich dumm, Sie können mich gar nicht schätzen.

– Warum machen Sie sich so hartnäckig schlecht?

– Aus einem ganz einfachen Grund: Ich lege keinen Wert darauf, von einem Literatur-Nobelpreisträger umgebracht zu werden.

Die Miene des Dicken war plötzlich erkaltet.

– Wäre ein Chemie-Nobelpreisträger Ihnen lieber? fragte er in eisigem Ton.

– Sehr komisch. Ich lege überhaupt keinen Wert darauf, umgebracht zu werden, verstehen Sie, egal ob von einem Nobelpreisträger oder von einem braven Bürger.

– Darf ich das so verstehen, daß Sie Ihrem Leben selbst ein Ende machen wollen?

– Wenn ich Lust hätte, mich selbst zu töten, Monsieur Tach, hätte ich es schon längst getan.

– So so! Glauben Sie vielleicht, das wäre so einfach?

– Ich glaube gar nichts, das geht mich nichts an. Stellen Sie sich vor, ich habe gar keine Lust, zu sterben.

– Das kann nicht Ihr Ernst sein.

– Ist es denn so abwegig, sich seines Lebens freuen zu wollen?

– Nichts ist lobenswerter als die Lust zu leben. Aber Sie leben doch gar nicht, Sie armes Hühnchen! Und Sie werden nie mehr leben. Wissen Sie denn nicht, daß die jungen Mädchen am Tag der ersten Regel sterben? Noch schlimmer, sie sterben, ohne zu verschwinden. Sie gehen aus dem Leben, nicht um an die schönen Ufer des Todes zu gelangen, sondern um eine mühselige und lächerliche Schularbeit vorzunehmen, die Konjugation eines trivialen und abscheulichen Verbs, unablässig, durch alle Tempora und Modi, mit allen Präfixen, Suffixen und Komposita, und daraus gibt es kein Entrinnen.

– Welches Verb ist das?

– Etwas wie sich fortpflanzen, im schleimigsten Sinn des Wortes – ovulieren, wenn Ihnen das lieber ist. Es ist weder Tod noch Leben, auch kein Zustand zwischen beidem. Im allgemeinen heißt das nichts anderes als eine Frau sein: sicherlich wollte unser Vokabular, unaufrichtig wie immer, der Benennung einer solchen Scheußlichkeit ausweichen.

– Was gibt Ihnen das Recht zu behaupten, Sie wüßten, was das Leben einer Frau ist?

– Das Nichtleben einer Frau.
– Ob Leben oder Nichtleben, Sie wissen davon nichts.
– Begreifen Sie, Mademoiselle, daß die großen Schriftsteller einen direkten, übernatürlichen Zugang zum Leben der anderen Menschen haben. Sie brauchen keine Levitationsübungen zu machen oder in Archiven zu stöbern, um in die innere Welt der Individuen einzudringen. Um die Gedanken anderer nachzuzeichnen, genügt ihnen ein Blatt Papier und ein Schreibstift.

– Da sehen Sie! Verehrtester, ich glaube, daß an Ihrem System etwas faul ist, nach der Schwäche Ihrer Folgerungen zu urteilen.

– Armes Dummchen! Was wollen Sie mir da vormachen? Oder vielmehr, was wollen Sie sich selbst da vormachen? Daß Sie glücklich sind? Die Autosuggestion hat ihre Grenzen. Machen Sie die Augen auf! Sie sind nicht glücklich, Sie leben gar nicht.

– Was wissen Sie davon?

– Die Frage sollten Sie sich stellen. Woher wollen Sie wissen, ob Sie am Leben sind oder nicht, ob Sie glücklich sind oder nicht? Sie wissen ja nicht mal, was Glück ist. Wenn Sie Ihre Kindheit in einem Paradies auf Erden verbracht hätten wie Léopoldine und ich ...

– Oh, jetzt reicht es, hören Sie endlich auf, sich für die große Ausnahme zu halten! Alle Kinder sind glücklich.

– Da bin ich nicht so sicher. Gewiß ist nur, daß kein Kind je so glücklich gewesen ist wie die kleine Léopoldine und der kleine Prétextat.

Die Journalistin legte wieder den Kopf in den Nacken und ließ sich vom Lachen durchschütteln.

– Da spricht wieder Ihr Uterus. Na schön, was habe ich so Komisches gesagt?

– Entschuldigen Sie bitte, das sind diese Vornamen ... besonders Ihrer!

– Na und? Haben Sie an meinem Vornamen etwas auszusetzen?

– Auszusetzen, nein. Aber Prétextat, wie kann man so heißen! Man möchte schwören, das ist ein Witz. Ich frage mich, was sich im Kopf Ihrer Eltern abgespielt haben muß, als sie beschlossen, Ihnen diesen Namen zu geben.

– Ich verbiete Ihnen jedes Urteil über meine Eltern! Und ich sehe einfach nicht, was an Prétextat so komisch sein soll. Es ist ein christlicher Vorname.

– Wirklich? Dann ist das ja noch komischer.

– Spotten Sie nicht über die Religion. Sie schlechtes Weib! Ich bin am 24. Februar geboren, dem Tag des heiligen Praetextatus; und in Ermangelung anderer Einfälle haben mein Vater und meine Mutter sich dieser kalendarrischen Entscheidung unterworfen.

– Lieber Himmel! Und wären Sie nun zu Fastnacht geboren worden, hätte man Sie Fettkrapfen genannt?

– Hören Sie auf zu lästern, Sie gemeines Biest! Merken Sie sich, Sie Ignorantin, daß der heilige Praetextatus im 6. Jahrhundert Erzbischof von Rouen war, ein enger Freund Gregors von Tours, eines sehr guten Mannes, von dem Sie natürlich noch nie gehört haben. Ohne Praetextatus hätte es die Merowinger nicht gegeben, denn er war es,

der Meroweich mit Brunehaut verheiratet hat, übrigens unter Lebensgefahr. All dies nur, um Ihnen zu sagen, daß Sie über einen so illustren Namen nicht zu lachen haben.

– Ihr Vorname wird durch diese historischen Erläuterungen nicht weniger lächerlich. Der Vorname Ihrer Cousine ist in der Hinsicht auch nicht übel.

– Was! Sie wagen es, über den Namen meiner Cousine zu lachen? Ich verbiete es Ihnen! Sie sind ein Monstrum an Trivialität und schlechtem Geschmack. Léopoldine ist der schönste Vorname, der edelste, der anmutigste und rührendste, den je ein Mädchen getragen hat.

– Ah!

– Jawohl! Ich kenne nur einen Vornamen, der an Léopoldine von fern heranreicht, nämlich Adele.

– Ach was!

– Ja. Der alte Hugo hatte viele Fehler, aber eines kann ihm niemand nehmen: Er hatte Geschmack. Auch wenn sein Werk manchmal in Unaufrichtigkeit verfällt, ist es doch schön und großartig. Und seinen beiden Töchtern hatte er die beiden herrlichsten Vornamen gegeben. Im Vergleich zu Adele und Léopoldine sind alle andern weiblichen Vornamen erbärmlich.

– Das ist Geschmackssache.

– Aber nein, Sie dummes Huhn! Wen kümmert der Geschmack von Leuten wie Ihnen, der Geschmack des Pöbels, des Abschaums, der Mediokrität, der Gewöhnlichkeit? Nur der Geschmack des Genies zählt – Victor Hugos oder meiner. Außerdem sind Adele und Léopoldine christliche Vornamen.

– Ja und?

– Ich sehe schon, Mademoiselle gehört zu diesem modernen Pöbel, der die heidnischen Vornamen liebt. Sie sehen mir ganz danach aus, als ob Sie Ihre Kinder Krischna, Elohim, Abdallah, Tschang, Empedokles, Sitting Bull oder Echnaton nennen würden. Grotesk! Ich für mein Teil liebe die christlichen Vornamen. Wie ist den eigentlich Ihr Vorname?

– Nina.

– Sie arme Kleine!

– Wieso arme Kleine?

– Auch so eine, die weder Adele noch Léopoldine heißt. Die Welt ist ungerecht, finden Sie nicht?

– Sind Sie bald damit fertig, irgendwas daherzureden?

– Irgendwas? Aber es gibt nichts, das wichtiger wäre. Nicht Adele oder Léopoldine zu heißen, ist eine tiefe Ungerechtigkeit, ein tragisches Schicksal, vor allem für eine wie Sie, die man mit diesem heidnischen Vornamen verunziert hat ...

– Halt: Nina ist ein christlicher Vorname. Der Tag der heiligen Nina ist der 14. Januar, der Tag Ihres ersten Interviews.

– Was wollen Sie mit einer so belanglosen Koinzidenz nur beweisen?

– So belanglos nun auch wieder nicht. Am 14. Januar bin ich aus den Ferien zurückgekommen, und am gleichen Tag habe ich erfahren, daß Sie bald sterben werden.

– Na und? Bilden Sie sich ein, das stiftet eine Verbindung zwischen uns?

– Ich bilde mir nichts darauf ein, aber vor ein paar Minuten noch haben Sie sehr seltsame Sachen zu mir gesagt.

– Ja, ich habe Sie überschätzt. Seitdem haben Sie mich tief enttäuscht. Und Ihr Vorname hat mir alle Illusionen geraubt. Im Augenblick sind Sie für mich Luft.

– Darüber bin ich heilfroh; mein Leben wäre also gerettet.

– Ja, Ihr Nichtleben. Was werden Sie damit anfangen?

– Alles mögliche – dies Interview zu Ende führen, zum Beispiel.

– Entzückend. Und dabei hätte ich in meiner Güte Ihnen eine herrliche Apotheose garantieren können!

– Was das angeht, wie hätten Sie es anstellen wollen, mich zu töten? Ein kleines verliebtes Mädchen umzubringen, wenn man ein gewandter Junge von siebzehn Jahren ist, das ist nicht schwer. Aber wie ein gebrechlicher alter Mann eine widerspenstige junge Frau umbringen soll, das ist mir ein Rätsel.

– In meiner Naivität dachte ich, Sie würden sich nicht wehren. Daß ich alt, fett und gelähmt bin, hätte mich nicht gestört, wenn Sie mich geliebt hätten, wie Léopoldine mich geliebt hat, wenn Sie so einverstanden gewesen wären, wie sie es war ...

– Monsieur Tach, ich möchte von Ihnen die Wahrheit hören: Hat Léopoldine wirklich und bewußt eingewilligt?

– Wenn Sie gesehen hätten, mit welcher Fügsamkeit sie es hat geschehen lassen, würden Sie mir diese Frage nicht stellen.

– Trotzdem wüßte ich gern, warum sie so fügsam gewesen ist: Hatten Sie ihr Drogen eingegeben, sie eingeschüchtert, in Begeisterung versetzt, geschlagen?

– Nein, nein und abermals nein! Ich habe sie geliebt und

liebe sie noch immer. Das war mehr als genug. Eine Liebe von dieser Art ist weder Ihnen noch irgendwem sonst je begegnet. Wenn Sie wüßten, wovon Sie reden, würden Sie mir diese törichten Fragen nicht stellen.

– Monsieur Tach, ist es Ihnen denn ganz unmöglich, sich diese Geschichte in einer anderen Version vorzustellen? Sie haben sich geliebt, soviel ist klar. Aber das heißt noch nicht, daß Léopoldine sterben wollte. Wenn sie es sich hat gefallen lassen, war es vielleicht aus Liebe zu Ihnen und nicht aus dem Wunsch zu sterben.

– Das ist dasselbe.

– Das ist nicht dasselbe. Vielleicht war sie so sehr in Sie verliebt, daß sie mit Ihnen auf keinen Fall Streit wollte.

– Keinen Streit wollte! Ich kann nur staunen, wie Sie mit Ihrem Hausfrauen-Vokabular einen metaphysischen Augenblick benennen.

– Für Sie war der Augenblick metaphysisch, aber wer weiß, ob er das für Léopoldine auch war? Sie haben ihn in einer Ekstase durchlebt, Ihre Cousine aber vielleicht nur mit Resignation.

– Hören Sie, das muß ich doch wohl besser wissen als Sie, oder nicht?

– Worauf ich Ihnen erwidern muß, daß das alles andere als sicher ist.

– Scheiße, verfluchte! Sind Sie hier der Schriftsteller, oder bin ich es?

– Sie sind es, und gerade deshalb fällt es mir ziemlich schwer, Ihnen zu glauben.

– Und wenn ich Ihnen alles noch einmal mündlich erzählte, würden Sie mir dann glauben?

- Ich weiß nicht. Versuchen Sie's.
- O je, das ist nicht leicht. Schließlich habe ich diesen Augenblick deshalb in der Schrift festgehalten, weil er unsäglich war. Die Schrift beginnt, wo die Rede aufhört, und der Übergang vom Unsagbaren zum Sagbaren ist ein tiefes Geheimnis. Rede und Schrift wechseln sich ab und decken sich niemals.
- Interessante Überlegungen, Monsieur Tach, aber bitte vergessen Sie nicht, daß es hier um Mord und nicht um Literatur geht.
- Gibt es denn da einen Unterschied?
- Der Unterschied, meine ich, ist wohl derselbe wie der zwischen dem Schwurgericht und der Académie française.
- Es gibt keinen Unterschied zwischen dem Schwurgericht und der Académie française.
- Interessant, aber Sie schweifen ab, Verehrtester.
- Sie haben recht. Aber wie soll ich das erzählen? Ist Ihnen klar, daß ich in meinem ganzen Leben noch nie darüber gesprochen habe?
- Alles muß einmal einen Anfang haben.
- Es war der 13. August 1925.
- Das wäre schon mal ein schöner Anfang.
- Es war Léopoldines Geburtstag.
- Welch amüsanter Zufall.
- Wollen Sie bitte den Mund halten! Sehn Sie nicht, wie ich mich quäle, wie die Worte mir nicht kommen wollen?
- Ich sehe es mit Vergnügen. Der Gedanke erleichtert mich, daß die Erinnerung an Ihr Verbrechen Sie nach sechsundsechzig Jahren nun endlich quält.
- Sie sind schäbig und rachsüchtig wie alle Weiber. Sie

hatten recht, als Sie sagten, daß *Reinheit des Mörders* nur zwei weibliche Figuren aufweist: meine Großmutter und meine Tante. Léopoldine war keine weibliche Gestalt, sie war – und ist für immer – ein Kind, ein wundersames Geschöpf jenseits der Geschlechter.

– Aber nicht jenseits des Geschlechtsverkehrs, soweit ich das in Ihrem Buch richtig verstanden habe.

– Wir allein wußten, daß es nicht nötig ist, die Pubertät abzuwarten, um sich zu lieben, im Gegenteil: die Pubertät verdirbt alles. Sie mindert die Sinnlichkeit und die Fähigkeit zur Ekstase, zur Hingabe. Es gibt keine besseren Liebhaber als die Kinder.

– Sie haben also gelogen, als Sie sagten, daß Sie unberührt seien.

– Nein. Nach gewöhnlichem Sprachgebrauch ist die Entjungferung des Mannes erst nach der Pubertät möglich. Ich aber habe nach der Pubertät keinen sexuellen Verkehr gehabt.

– Sie spielen wieder einmal mit den Worten.

– Überhaupt nicht, nur verstehen Sie nichts davon. Aber es wäre mir lieb, wenn Sie aufhören könnten, mich ständig zu unterbrechen.

– Sie haben ein Leben unterbrochen; ertragen Sie also, daß man Ihren Wortschwall unterbricht.

– Lassen Sie mich nur, mein Wortschwall kommt Ihnen gut zustatten. Er macht Ihnen die Berufsausübung erheblich leichter.

– Da ist was dran. Also lassen Sie den Schwall für den 13. August 1925 los.

– Der 13. August 1925 war der schönste Tag von der

Welt. Ich wage zu hoffen, daß jeder Mensch wenigstens einmal einen 13. August 1925 erlebt hat – denn der Tag war etwas Heiliges, nicht nur ein Datum. Es war der schönste Tag des schönsten Sommers, lau und windig, und die Luft wehte leicht unter den schwerbelaubten Bäumen. Léopoldine und ich hatten den Tag schon gegen ein Uhr morgens begonnen, nach unserem rituellen Schlaf von etwa anderthalb Stunden. Man hätte denken sollen, daß wir bei einer solchen Tageseinteilung ständig todmüde gewesen sein müßten, aber wir waren es nie. So unersättlich verlangte es uns nach unserem Eden, daß uns das Einschlafen oft schwerfiel. Erst mit achtzehn, nach dem Brand des Schlosses, habe ich mich daran gewöhnt, meine acht Stunden täglich zu schlafen: allzu glückliche oder allzu unglückliche Wesen vermögen so lange Abwesenheiten nicht zu ertragen. Léopoldine und ich liebten nichts so sehr wie das Erwachen. Im Sommer war es noch besser, denn wir verbrachten die Nächte im Freien und schliefen mitten im Wald, eingerollt in eine Bettdecke aus perlgrauem Damast, die ich im Schloß gestohlen hatte. Wer zuerst erwachte, betrachtete den anderen, und dieser Blick genügte, um ihn zu wecken. Am 13. August 1925 war ich es, der zuerst erwachte, gegen ein Uhr, und gleich darauf kam auch Léopoldine zu sich. Wir hatten soviel Zeit, alles zu tun, wozu eine schöne Nacht da ist, alles, was uns inmitten des immer weniger perlgrauen und sich mehr und mehr dem welken Laub angleichenden Damasts zur Würde von Hierophanten erhob – ich nannte Léopoldine im Scherz die Hierinfantin, so gebildet, so vergeistigt war ich schon damals, aber ich schweife ab ...

– Allerdings!

– Jedenfalls, der 13. August 1925. Eine vollkommen stille und dunkle Nacht, ungewöhnlich mild. Es war Léopoldines Geburtstag, doch das bedeutete uns nichts: seit drei Jahren ging uns die Zeit nichts mehr an. Wir hatten uns in keinem Atom verändert, wir hatten nur wunderbarerweise an Länge gewonnen, aber diese belustigende Streckung hatte unsere noch ein wenig unbestimmten, unbehaarten, geruchlosen, kindlichen Körper unbeeinträchtigt gelassen. Daher gratulierte ich ihr an diesem Morgen nicht zu ihrem Geburtstag. Ich glaube, ich habe etwas viel Besseres getan, ich habe dem Sommer selbst eine Lektion erteilt. Es war das letzte Mal in meinem Leben, daß ich den Liebesakt vollzog. Ich wußte es nicht, aber ohne Zweifel wußte es der Wald, denn er war still wie ein erfahrener alter Voyeur. Und als die Sonne nun über die Hügel emporstieg, setzte ein Wind ein, vertrieb das Nachtgewölk und entblößte einen Himmel von einer Reinheit, die der unsrigen nahezu gleichkam.

– Zauberhaft, diese Lyrismen!

– Hören Sie auf, mich zu unterbrechen! Also, wo war ich?

– 13. August 1925, Sonnenaufgang, post coitum.

– Danke, Fräulein Staatsanwalt.

– Keine Ursache, Herr Mörder.

– Mein Titel ist mir lieber als Ihrer.

– Und ich wäre lieber Staatsanwalt als an Léopoldines Stelle.

– Wenn Sie Léopoldine gesehen hätten, an diesem Morgen! Sie war das schönste Geschöpf von der Welt, eine hochaufgeschossene Infantin, weiß und geschmeidig, mit dunklem Haar und dunklen Augen. Im Sommer, abgese-

hen von den sehr seltenen Gelegenheiten, wo wir im Schloß waren, gingen wir den ganzen Tag nackt – die Domäne war so groß, daß wir nie einem Menschen begegneten. Auch verbrachten wir den größten Teils des Tages in den Seen, denen ich amniotische Kräfte zuschrieb, was nicht ganz abwegig gewesen sein kann, wenn man die Resultate bedenkt. Aber was auch die Ursache gewesen sein mag, allein das Wunder zählt, das für uns alltäglich war: das Wunder der für immer angehaltenen Zeit – zumindest glaubten wir, es sei für immer. An diesem 13. August 1925 hatten wir allen Grund, es zu glauben; wir betrachteten einander mit ahnungsloser Zufriedenheit. Wie jeden Tag stürzte ich mich auch an diesem Morgen in den See, ohne zu zögern, und ich lachte Léopoldine aus, die immer eine Ewigkeit brauchte, bis sie wieder in das eisige Wasser hineinfand. Dieses Gespött war ein weiteres Ritual, an dem ich meine Freude hatte, denn meine Cousine war nie schöner anzusehen, als wenn sie bleich und vor Kälte bibbernd mit einem Fuß im See stand und mir lachend versicherte, daß sie sich da nie hineinwagen werde, bis sie dann die langen, fahlen Glieder wie in Zeitlupe in Bewegung setzte, um zu mir zu kommen, ein zitternder Stelzvogel mit blauen Lippen, die großen Augen voller Entsetzen – die Angst stand ihr vortrefflich – und stammelnd, wie schrecklich es sei ...

– Ihr Sadismus kennt wirklich kein Maß!

– Was wissen Sie davon? Wenn Sie eine Ahnung von der Lust hätten, wüßten Sie, daß Angst, Schmerz und vor allem das Zittern die besten Präludien sind. Als sie wie ich ganz eingetaucht war, gab die Kälte dem Dahinfließen

Raum, der behaglichen Schwerelosigkeit des Lebens im Wasser. An diesem wie an jedem Morgen im Sommer waren wir lange geschwommen. Bald ließen wir uns nebeneinander in die Tiefe des Sees hinabgleiten, wo unsere Körper sich unter den Lichtreflexen des Wassers grün verfärbten, bald schwammen wir an der Oberfläche um die Wette, bald hielten wir uns plätschernd an den Weidenästen fest und redeten, wie Kinder reden, aber mit größerer Kenntnis der Kindheit, bald ließen wir uns regungslos treiben, manchmal stundenlang, und tranken in der tiefen Stille des eisigen Wassers mit den Augen den Himmel in uns hinein. Wenn die Kälte uns ganz durchdrungen hatte, stemmten wir uns auf die großen, aus dem Wasser aufragenden Steine und ließen uns in der Sonne trocknen. An diesem 13. August wehte ein besonders freundlicher Wind und trocknete uns sehr schnell. Léopoldine hatte sich als erste wieder ins Wasser geworfen und wartete am Rand der kleinen Insel, wo ich mich noch aufwärmte. Nun war sie es, die mich auslachte. Ich sehe sie noch vor mir, als wäre es gestern gewesen, wie sie die Ellbogen auf den Stein gelegt hatte, das Kinn auf den gekreuzten Händen, mit ihrem trotzigem Blick und den langen Haaren, die im Wasser der schlängelnden Bewegung ihrer kaum sichtbaren Beine folgten, deren ferner weißer Schimmer mir ein wenig angst machte. Wir waren so glücklich, so unwirklich, so verliebt, so schön, und wir waren es zum letzten Mal.

– Kein Klagelied bitte! Daß es das letzte Mal war, lag an Ihnen.

– Ja und? Wird deshalb denn alles weniger traurig?

– Im Gegenteil, alles wird deshalb nur um so trauriger,

aber da Sie selbst dafür verantwortlich sind, haben Sie kein Recht, sich zu beklagen.

– Kein Recht! Wenn ich das schon höre! Ich pfeife auf das Recht, und egal wie groß meine Verantwortlichkeit in dieser Geschichte gewesen sein mag, ich finde mich beklagenswert. Außerdem war mein Anteil an der Verantwortung so gut wie null.

– Ah so? Hat sie der Wind erwürgt?

– Nein, ich, aber es war nicht meine Schuld.

– Wollen Sie sagen, Sie haben sie aus Versehen erwürgt?

– Nein, Dummchen, ich will sagen, die Natur war schuld, das Leben, die Hormone und all diese Sauereien. Jetzt lassen Sie mich meine Geschichte erzählen, und lassen Sie mich klagen. Also, ich hatte Ihnen gesagt, wie weiß Léopoldines Beine waren, von einem so geheimnisvollen Weiß, besonders wenn es aus dem grünlichschwarzen Wasser emporschimmerte. Um sich horizontal im Gleichgewicht zu halten, schlug meine Cousine gemächlich mit ihren langen Beinen, die ich abwechselnd zur Oberfläche aufsteigen sah: bevor der Fuß auftauchen konnte, ging das Bein wieder abwärts und verschwand im Nichts, ehe das Weiß des anderen Beins an seiner Stelle zum Vorschein kam, und so fort. An diesem 13. August 1925, als ich auf der Steininsel lag, wurde ich dieses anmutigen Schauspiels nicht müde. Ich weiß nicht, wie lange dieser Augenblick gedauert hat. Er wurde durch ein anormales Detail unterbrochen, dessen Roheit mich heute noch schockiert: Der Tanz von Léopoldines Beinen ließ aus der Tiefe des Wassers ein dünnes Fädchen einer roten Flüssigkeit aufsteigen, die von einer ganz besonderen Dichte sein mußte, danach

zu urteilen, wie lange sie der Auflösung im reinen Wasser widerstand.

– Kurz, es war Blut.

– Was sind Sie unzart!

– Ihre Cousine hatte ganz einfach die erste Regel.

– Sie sind abscheulich!

– Daran ist nichts abscheulich, es ist normal.

– Eben!

– Das sieht Ihnen einfach nicht ähnlich, Monsieur Tach. Sie, der geschworene Feind der Unaufrichtigkeit, der glühende Verteidiger einer fleischfressenden Sprache, Sie führen sich auf wie ein Oscar Wildescher Held, den es zutiefst befremdet, wenn er hört, daß man Blut Blut nennt. Sie waren offenbar wahnsinnig verliebt, aber Ihre Liebe konnte Léopoldine doch von der menschlichen Natur nicht befreien.

– Doch.

– Sagen Sie mir, ob ich träume: Sie, das sarkastische Genie, der Erbe Célines, der zynische Zergliederer, der Metaphysiker des Hohns, Sie verkünden einen solchen Schwachsinn, wie man ihn nur von einem romantischen Jüngling erwarten würde?

– Seien Sie still, Sie Ikonoklastin! Das ist kein Schwachsinn.

– Ach nein? Die Liebe des kleinen Schloßherrn, der Jüngling und seine adlige Cousine, die romantische Wette gegen die Zeit, die glasklaren Seen im märchenhaften Walde – wenn das kein Schwachsinn ist, dann gibt es überhaupt keinen in dieser miesen Welt!

– Wenn Sie mich weitererzählen ließen, könnten Sie be-

greifen, daß diese Geschichte nicht wirklich schwachsinnig ist.

– Versuchen Sie mich davon zu überzeugen. Es wird nicht leicht sein, denn was Sie mir bisher erzählt haben, ist kaum zu fassen. Ein Junge, der sich nicht damit abfinden kann, daß seine Cousine ihre erste Regel hat – wie grotesk! Das riecht mir doch nach Vegetarier-Lyrik.

– Der Fortgang ist nicht vegetarisch, aber ich brauche ein Mindestmaß an Schweigen, damit ich weitererzählen kann.

– Ich verspreche nichts; es ist schwer, Ihnen zuzuhören, ohne daß man reagiert.

– Warten Sie damit doch wenigstens, bis ich fertig bin. Scheiße, wo war ich? Ihretwegen habe ich den Faden verloren.

– Blut war im Wasser.

– Lieber Himmel, ja! Stellen Sie sich mein Entsetzen vor: der brutale Einbruch dieses hitzigen Rot mitten unter all den blassen Farben – das kalte Wasser, die bleichsüchtige Schwärze des Sees, das Weiß von Léopoldines Schultern, ihre merkursulfatblauen Lippen und vor allem ihre Beine, deren unmerkliches Auf- und Abtauchen dank seiner unergründlichen Langsamkeit an eine fremdartige, hyperboreische Liebkosung denken ließ. Nein, es kam nicht in Frage, daß sich zwischen diesen Beinen die Quelle eines ekelhaften Ausflusses befände.

– Ekelhaft!

– Ekelhaft, ich bestehe darauf. Ekelhaft wegen seiner Beschaffenheit und mehr noch wegen seiner Bedeutung: ein entsetzlicher Fluch, der Übergang vom mythischen Dasein zum hormonalen, vom ewigen Leben zum zyklischen Le-

ben. Man muß schon Vegetarier sein, um sich mit einer solchen zyklischen Ewigkeit zu begnügen. In meinen Augen ist dies eine *Contradictio in adiecto*. Für Léopoldine und mich ließ sich die Ewigkeit nur in der ersten Person eines einmaligen Singulars vorstellen, der uns beide umschloß. Die zyklische Ewigkeit bedeutet ja, daß Dritte daherkommen und uns im Leben ablösen – und mit seiner solchen Enteignung sollte man sich abfinden, über eine solche Usurpation sich auch noch freuen! Ich habe nur Verachtung für alle, welche diese finstere Komödie über sich ergehen lassen, und ich verachte sie nicht so sehr wegen ihrer schafsgeduldigen Resignation als wegen der Blutarmut ihrer Liebe. Denn wenn sie echter Liebe fähig wären, würden sie sich einer solchen Erbärmlichkeit nicht fügen, sie könnten es dann nicht ertragen, diejenigen, die sie angeblich lieben, leiden zu sehen, sie würden ohne egoistische Feigheit die Verantwortung dafür auf sich nehmen, daß ihren Geliebten ein so elendes Schicksal erspart bleibt. Dieses Fädchen Blut im Wasser des Sees bedeutete das Ende der Ewigkeit für Léopoldine. Und ich, weil ich sie von Herzen liebte, habe beschlossen, sie unverzüglich in diese Ewigkeit zurückzusetzen.

- Ich fange an zu begreifen.
- Sehr schnell geht das bei Ihnen nicht.
- Ich fange an, das ganze Ausmaß Ihrer Krankheit zu begreifen.
- Was werden Sie dann erst zu der Fortsetzung sagen?
- Bei Ihnen ist das Schlimmste immer Gewißheit.
- Auch ohne mich ist das Schlimmste immer Gewißheit, aber wenigstens einem Menschen glaube ich das Schlimm-

ste erspart zu haben. Léopoldine hat gesehen, wie mein Blick sich starr auf die Stelle hinter ihr heftete, und sie hat sich umgedreht. In aller Eile, wie in Angst, ist sie aus dem Wasser gestiegen. Sie stemmte sich hoch und war neben mir auf der Steininsel. Wo das Blutrinnsal herkam, war nun nicht mehr zweifelhaft. Meine Cousine war aufs höchste angewidert, und ich konnte sie verstehen. In den letzten drei Jahren hatten wir über diese Eventualität nie gesprochen. Es bestand zwischen uns eine Art stillschweigendes Einverständnis hinsichtlich dessen, was in einem solchen Fall zu tun wäre – einem Fall, der so unerträglich war, daß wir es zur Wahrung unseres Glücks vorgezogen hatten, nicht über ihn zu sprechen.

– Genau, wie ich befürchtet habe! Léopoldine hatte Sie nicht darum gebeten, und Sie haben sie getötet unter Berufung auf ein »stilles Einverständnis«, das nur im Dunkel Ihrer kranken Phantasie bestand.

– Sie hatte mich nicht ausdrücklich darum gebeten, aber das war auch nicht nötig.

– Ja, genau, wie ich sagte. Jetzt fangen Sie sicher gleich an, mir die Verbindlichkeit stiller Übereinkünfte vorzuhalten.

– Sie hätten natürlich auf einem förmlichen Vertrag bestanden, beim Notar unterzeichnet, wie?

– Egal was, alles andere wäre mir lieber gewesen als Ihr Vorgehen.

– Egal, was Ihnen lieber gewesen wäre, für mich zählte nur Léopoldines Interesse.

– Für Sie zählte nur Ihre Vorstellung davon, was in Léopoldines Interesse sei.

– Es war auch ihre Vorstellung. Der Beweis ist, verehrte

Mademoiselle, daß wir nichts zueinander gesagt haben. Ich habe sie ganz zart auf die Augen geküßt, und sie hat verstanden. Ihr Gesicht wirkte beruhigt, sie hat gelächelt. Alles ist sehr schnell gegangen. Drei Minuten später war sie tot.

– Was, einfach so, ohne Aufschub? Das ... das ist ungeheuerlich.

– Wäre es Ihnen lieber, wenn es zwei Stunden gedauert hätte wie in der Oper?

– Aber meine Güte, man kann doch Leute nicht einfach so umbringen!

– Ach nein? Ich wußte nicht, daß dabei Anstandsregeln zu beachten sind. Gibt es einen Knigge für Mörder oder ein Lehrbuch des guten Tons für ihre Opfer? Ich verspreche Ihnen, nächstes Mal fang ich's manierlicher an.

– Nächstes Mal? Gott sei Dank wird es kein nächstes Mal geben. Einstweilen finde ich Sie zum Kotzen.

– Einstweilen? Sie machen mich neugierig.

– Also, Sie behaupten, Sie hätten sie geliebt, und dann haben Sie sie erwürgt, ohne es ihr wenigstens ein letztes Mal zu sagen?

– Sie wußte es doch. Meine Tat war übrigens der Beweis. Hätte ich sie nicht so geliebt, hätte ich sie nicht getötet.

– Wie können Sie sicher sein, daß sie es wußte?

– Wir sprachen über solche Dinge niemals, wir waren auf der gleichen Wellenlänge. Und außerdem waren wir keine Schwätzer. Aber lassen Sie mich noch vom Erwürgen erzählen. Ich hatte noch nie Gelegenheit, darüber zu sprechen, aber ich denke gern daran – wie oft habe ich nicht in der Abgeschiedenheit meines Gedächtnisses diese herrliche Szene von neuem durchlebt!

- Da haben Sie ja einen Zeitvertreib!
- Sie werden sehn, Sie kommen auch noch auf den Geschmack.
- Auf den Geschmack an was? An Ihren Erinnerungen oder am Erwürgen?
- An der Liebe. Aber lassen Sie mich bitte weitererzählen.
- Wenn Sie unbedingt wollen.
- Wir waren also auf der Steininsel mitten im See. Von dem Augenblick an, wo der Tod beschlossene Sache war, wurden wir in unseren Garten Eden, aus dem wir zum ersten Mal für zwei Minuten herausgerissen worden waren, sogleich für drei Minuten wieder zurückversetzt. Es war uns völlig bewußt, daß uns nur noch hundertachtzig paradiesische Sekunden blieben; also mußten wir alles richtig machen, und wir machten es richtig. Oh, ich weiß schon, was Sie denken: daß alles Verdienst bei einer gelungenen Strangulierung dem Würger allein gebührt. Das stimmt nicht. Der Gewürgte ist viel weniger passiv, als man denkt. Haben Sie diesen miserablen Film gesehen, den ein Barbar gedreht hat — ein Japaner, wenn ich mich recht erinnere — und der mit einer Strangulierung von etwa zweiunddreißig Minuten Dauer endet?
- Ja, *Das Reich der Sinne* von Oshima.
- Die Würgeszene ist Pfusch. Ich, der ich mich auskenne, kann versichern, daß es so nicht geht. Zunächst einmal, eine Strangulierung von zweiunddreißig Minuten ist geschmacklos. In allen Künsten sperrt man sich irgendwie gegen die Einsicht, daß Mord ein Ereignis ist, bei dem es rasch und lebhaft zugeht. Nur Hitchcock, der hatte es be-

griffen. Und noch etwas, was dieser Herr aus Japan nicht kapiert hat: Erwürgen hat nichts Quälendes und Einschläferndes, im Gegenteil, es ist etwas Frisches, Stimulierendes.

– Frisch, soso? Ein überraschendes Adjektiv. Warum nicht vitaminhaltig, wenn Sie schon mal in dieser Tonart sind?

– Warum eigentlich nicht? Man spürt ganz neue Lebenskräfte, wenn man einen geliebten Menschen erwürgt hat.

– Sie reden so, als ob Sie das regelmäßig täten.

– Es genügt, wenn man es ein einziges Mal getan hat – allerdings gründlich –, und man tut es sein ganzes Leben lang immer wieder. Dazu ist aber für die Schlüsselszene eine gewisse ästhetische Perfektion geboten. Dieser Herr aus Japan kann nichts davon gewußt haben, oder vielleicht war er auch einfach zu ungeschickt, denn seine Würgeszene ist häßlich, sogar lächerlich: die Würgerin sieht aus, als ob sie eine Luftmatratze aufpumpen würde, und der Erwürgte scheint von einer Straßenwalze platt gemacht worden zu sein. Bei mir hatte das einen gewissen Glanz, das können Sie mir glauben.

– Daran zweifle ich nicht. Trotzdem frage ich mich eines: Warum haben Sie sich fürs Erwürgen entschieden? Da, wo Sie sich befanden, wäre Ertränken doch logischer gewesen. Damit haben Sie den Eltern Ihrer Cousine ihren Tod dann ja auch erklärt, als Sie die Leiche heimgebracht hatten – eine nicht sehr glaubhafte Erklärung angesichts der Male am Hals. Warum also haben Sie das Kind nicht einfach ertränkt?

– Eine sehr gute Frage. Ich habe auch daran gedacht, an diesem 13. August 1925. Meine Überlegung war schnell ab-

geschlossen. Ich habe mir gesagt, wenn alle Léopoldines durch Ertränken sterben müßten, dann könnte das in solchen Fällen zur festen Regel und zur Routine werden, und das wäre doch ein bißchen vulgär. Ganz davon zu schweigen, daß auch das Andenken des alten Victor Hugo vielleicht durch ein so beflissenes Plagiat beleidigt worden wäre.

– Sie haben also auf Ertränken verzichtet, um einen literarischen Bezug zu vermeiden. Aber mit der Entscheidung für das Erwürgen setzten Sie sich anderen Vergleichen aus.

– Das ist richtig, aber dennoch hat dieses Motiv keine Rolle gespielt. Nein, was für meine Entscheidung den Ausschlag gab, war vor allem der schöne Hals meiner Cousine. Ob man den Nacken oder die Kehle ansah, es war ein prachtvoller Hals, lang und biegsam, von herrlicher Linienführung. Und wie fein er war! Wenn man mich erwürgen wollte, müßte man mindestens zwei Paar Hände haben. Aber ein zarter Hals wie der ihre ließ sich fast spielerisch zudrücken.

– Wenn sie keinen schönen Hals gehabt hätte, hätten Sie sie nicht erwürgt?

– Ich weiß es nicht. Vielleicht hätte ich es trotzdem getan, weil ich sehr manuell veranlagt bin. Erwürgen ist die am direktesten manuelle Tötungsart, die es gibt. Beim Würgen gewinnen die Hände einen unvergleichlichen Eindruck von sinnlicher Fülle.

– Da sehen Sie nun doch, daß Sie es zum eigenen Vergnügen getan haben. Warum wollen Sie mich glauben machen, Sie hätten es Léopoldine zuliebe getan?

– Meine liebe Kleine, Sie haben die Entschuldigung,

nichts von Theologie zu wissen. Dennoch, da Sie ja behaupten, alle Bücher von mir gelesen zu haben, sollten Sie das verstehen. Ich habe einen schönen Roman mit dem Titel *Die mitwirkende Gnade* geschrieben, der von der Ekstase spricht, die Gott dem Ablauf von Handlungen beigibt, um sie verdienstvoll zu machen. Dies ist ein Gedanke, den ich nicht erfunden habe und auf den die echten Mystiker schon oft gekommen sind. Nun, jedenfalls, als ich Léopoldine erwürgte, war meine Lust die Gnade, die zum Heil meiner Geliebten an der Tat mitwirkte.

– Am Ende wollen Sie mir noch erzählen, daß *Reinheit des Mörders* ein katholischer Roman ist.

– Das nicht. Es ist ein Erbauungsbuch.

– Dann erbauen Sie mich bitte nun bis zu Ende und schildern Sie mir die letzte Szene.

– Ich bin soweit. Alles hat sich mit der Schlichtheit eines Meisterwerks zugetragen. Léopoldine hat sich mir gegenüber auf meine Knie gesetzt. Beachten Sie, Fräulein Staatsanwalt, daß sie es aus eigenem Antrieb getan hat.

– Das beweist nichts.

– Und glauben Sie, daß sie erstaunt gewesen wäre, als ich ihr die Hände um den Hals legte und den Druck verstärkte? Überhaupt nicht. Wir haben uns angelächelt, Auge in Auge. Es war keine Trennung, denn wir starben ja gemeinsam. Ich, das waren wir beide.

– Wie romantisch!

– Nicht wahr? Sie können sich gar nicht vorstellen, wie schön Léopoldine war, besonders in diesem Augenblick. Menschen, die den Hals zwischen die Schultern eingezogen tragen, sollte man nicht erwürgen, es wäre unästhetisch.

Einem langen, graziösen Hals dagegen steht das Erwürgen sehr gut.

– Ihre Cousine muß todschick gewesen sein beim Erwürgtwerden.

– Sie war hinreißend. Zwischen meinen Händen spürte ich die zarten Knorpel an den Halswirbeln, die ganz sachte nachgaben.

– Wer durch die Knorpel tötet, wird durch die Knorpel umkommen.

Der Dicke starrte die Journalistin erstaunt an.

– Wissen Sie, was Sie eben gesagt haben?

– Ich habe es mit Absicht gesagt.

– Das ist unerhört! Sie haben seherische Gaben. Wie kommt es nur, daß ich daran noch nie gedacht habe? Wir wußten schon, daß das Elzenveiverplatzsche Syndrom ein Krebs war, von dem Mörder befallen wurden, aber bisher fehlte uns dazu die Erklärung: da haben wir sie! Diese zehn Sträflinge in Cayenne hatten es offenbar auf die Halsknorpel ihrer Opfer abgesehen. Hat unser Herr nicht gesprochen: Die Waffen der Mörder werden sich immer gegen sie selbst kehren? Dank Ihnen, Mademoiselle, weiß ich nun endlich, warum ich Knorpelkrebs habe! Hab ich Ihnen nicht gesagt, daß die Theologie die Wissenschaft aller Wissenschaften ist!

Den Romancier schien die intellektuelle Ekstase eines Gelehrten ergriffen zu haben, der nach zwanzig Jahren der Forschung endlich den Zusammenhang seines Systems er-

kennt. Mit den Augen entkleidete er irgendein unsichtbares Absolutum, während seine fette Stirn perlte wie eine Schleimhaut.

– Ich warte immer noch auf den Schluß dieser Geschichte, Monsieur Tach.

Die schwächliche junge Frau betrachtete mit Abscheu das von innen erleuchtete Gesicht des dicken alten Mannes.

– Der Schluß dieser Geschichte, Mademoiselle? Aber diese Geschichte ist noch nicht zu Ende, sie hat kaum angefangen! Sie selbst haben es mir begreiflich gemacht. Die Knorpel, die Gelenke schlechthin! Gelenke des Körpers, aber vor allem auch Gelenke dieser Geschichte.

– Delirieren Sie jetzt nicht ein wenig?

– Delirieren, ja, das Delirium des endlich wiedergefundenen Zusammenhangs! Dank Ihnen, Mademoiselle, werde ich nun endlich die Fortsetzung und vielleicht auch den Schluß dieses Romans schreiben können. Unter *Reinheit des Mörders* werde ich noch einen Untertitel setzen: Eine Knorpelgeschichte. Das schönste Testament der Welt, finden Sie nicht? Aber ich muß mich beeilen, so wenig Zeit bleibt mir noch zum Schreiben! Mein Gott, was für ein Ultimatum!

– Zeit, soviel Sie nur wollen, aber bevor Sie diese Fortsetzung schreiben, müssen Sie mir vom Ende dieses 13. August 1925 erzählen.

– Das wird keine Fortsetzung, es wird eine Rückblende! Verstehn Sie mich doch: Die Knorpel sind das fehlende

Glied in der Kette, die verstellbaren Gelenke, die es gestatten, vorwärts, aber auch rückwärts zu gehen, wodurch die Zeit in ihrer Gesamtheit erreichbar wird, die Ewigkeit! Sie fragen mich nach dem Ende dieses 13. August 1925? Aber dieser 13. August 1925 hat kein Ende, denn an diesem Tag hat ja die Ewigkeit begonnen. Zum Beispiel heute: Sie denken, wir hätten den 18. Januar 1991, Sie glauben, es sei Winter und am Golf werde geschossen. Vulgärer Irrtum! Der Kalender ist vor fünfundsechzig Jahren stehen geblieben. Wir haben Hochsommer, und ich bin ein schönes Kind.

– Sehen kann man das nicht.

– Nur weil Sie mich nicht eindringlich genug anschauen. Sehen Sie meine Hände, meine schönen, feingliedrigen Hände!

– Ich muß zugeben, es stimmt. Sie sind fett und unförmig, aber Sie haben immer noch sehr zierliche Hände, Pagenhände.

– Nicht wahr? Das ist ein Zeichen, ganz klar: meine Hände haben ja auch in dieser Geschichte eine gewaltige Rolle gespielt. Seit dem 13. August 1925 haben diese Hände niemals aufgehört *zu* würgen. Sehn Sie denn nicht, daß ich jetzt, während ich mit Ihnen spreche, dabei bin, Léopoldine zu erwürgen?

– Nein.

– Aber ja. Betrachten Sie meine Hände. Betrachten Sie ihre Phalangen, wie sie sich um diesen Schwanenhals schließen, betrachten Sie die Finger, wie sie die Knorpel pressen, wie sie in das schwammige Gewebe eindringen, das schwammige Gewebe, aus dem der Text werden wird.

– Monsieur Tach, jetzt habe ich Sie in flagranti bei einer Metapher ertappt.

– Es ist keine Metapher. Was ist der Text anderes als ein gigantischer verbaler Knorpel?

– Ob Sie es nun zugeben wollen oder nicht, das ist eine Metapher.

– Wenn Sie die Dinge in ihrer Ganzheit sehen würden, wie ich sie im Moment sehe, würden Sie verstehen. Die Metapher ist eine Erfindung, die es den Menschen gestattet, einen Zusammenhang zwischen den Fragmenten ihres Gesichtsfeldes herzustellen. Wenn die Fragmentierung aufgehoben ist, haben die Metaphern keinen Sinn mehr. Sie armes blindes Hühnchen! Eines Tages werden Sie vielleicht diese Ganzheit erfassen, und dann werden Ihnen die Augen aufgehen, wie sie mir jetzt aufgehen nach fünfundsechzig einhalb Jahren der Blindheit.

– Brauchen Sie jetzt kein Beruhigungsmittel, Monsieur Tach? Sie kommen mir gefährlich übererregt vor.

– Ich habe ja auch Grund. Ich wußte gar nicht mehr, daß man so glücklich sein kann.

– Welchen Grund haben Sie, glücklich zu sein?

– Ich habe es Ihnen doch gesagt: Ich bin dabei, Léopoldine zu erwürgen.

– Und das macht Sie glücklich?

– Und wie! Gleich ist meine Cousine im siebten Himmel. Ihr Kopf ist zurückgebogen, ihr lieblicher Mund halboffen, ihre großen, geweiteten Augen trinken die Unendlichkeit, sofern es nicht das Gegenteil ist, ihr Gesicht ist ein einziges Lächeln, und das war's, sie ist tot, ich lockere den Griff, ich lasse sie los, ihr Körper fällt in den See und treibt regungslos

an der Oberfläche, die Augen ekstatisch gen Himmel aufblickend, und dann geht Léopoldine unter und verschwindet.

– Sie fischen sie wieder heraus?

– Nicht sofort. Zunächst bedenke ich, was ich getan habe.

– Sie sind mit sich zufrieden?

– Ja. Ich lache schallend.

– Sie lachen?

– Ich denke daran, daß ein Mörder normalerweise das Blut seines Opfers vergießt, wohingegen ich keinen Tropfen Blut vergossen, sondern Léopoldine vielmehr getötet habe, um ihrer Blutung ein Ende zu machen, um ihr die ursprüngliche und unblutige Unsterblichkeit wiederzugeben. Ein solches Paradox bringt mich zum Lachen.

– Sie haben einen erstaunlich fehlgeleiteten Sinn für Humor.

– Anschließend betrachte ich den See, dessen Oberfläche der Wind nun so vollkommen vereinheitlicht hat, daß auch die letzten Wirbel und Blasen an der Stelle, wo Léopoldine untergegangen ist, verschwunden sind. Und ich denke, daß dieses Leichentuch meiner Cousine würdig ist. Plötzlich denke ich an die Ertrunkene von Villequier und rufe mich zur Ordnung: »Aufgepaßt, Prétextat, keine Routinelösung jetzt, kein Plagiat!« Also springe ich ins Wasser, tauche in die grünlichen Tiefen hinab, wo mich meine Cousine erwartet, die mir noch so nah war und doch schon so rätselhaft wie eine versunkene Ruine. Ihre langen Haare treiben über ihrem Gesicht, und sie sieht mich mit einem geheimnisvollen Atlantislächeln an.

Langes Schweigen.

– Oh, und nachher ... Ich hole sie an die Oberfläche hoch und trage ihren leichten Körper, der biegsam ist wie eine Alge, auf den Armen. Ich bringe sie ins Schloß, wo das Erscheinen der zwei reizenden Nackedeis großen Eindruck macht. Man bemerkt sogleich, daß Léopoldine noch viel nackter ist als ich. Was könnte nackter sein als ein Kadaver? Nun setzen die albernsten Vorhaltungen ein, Geschrei, Geheul und Gejammer, Verwünschungen gegen das grausame Schicksal und meine Unachtsamkeit, Verzweiflungsszenen

– Kitsch eines drittklassigen Schreiberlings: sobald die Geschichte nicht mehr von mir arrangiert wird, wendet sich alles zu äußerster Geschmacklosigkeit.

– Können Sie den Kummer dieser Leute, vor allem der Eltern, nicht verstehen?

– Kummer, Kummer ... Das scheint mir sehr übertrieben zu sein. Léopoldine war für sie nur eine reizende und dekorative Idee. Sie sahen sie so gut wie nie. Seit drei Jahren war der Wald sozusagen unsere Wahlheimat gewesen, und das hatte sie nie sonderlich beunruhigt. Diese Schloßherren, müssen Sie wissen, lebten in einer sehr konventionellen Vorstellungswelt; und nun hatten sie in einer Szene mitzuwirken, deren Thema hieß: »Die Eltern vor der Leiche ihres ertrunkenen Kindes.« Sie können sich vorstellen, wie naiv die guten Leute sich die Musterszenen bei Shakespeare und Victor Hugo vor Augen hielten. Sie beweinten nicht Léopoldine de Planèze de Saint-Sulpice, sondern Léopoldine Hugo, Ophelia und alle Unschuldigen der Welt, die je ertrunken sind. Für sie war meine Hierinfantin eine abstrakte

Leiche, man könnte sogar sagen, sie war ein Bildungsgut, und indem man ihren Tod beklagte, bewies man nur, wie durchgreifend man bis in die Gefühlsregungen hinein alphabetisiert war. Nein, der einzige, der die wahre Léopoldine kannte, der einzige, der handfeste Gründe gehabt hätte, sie zu beweinen, war ich.

– Aber Sie haben nicht geweint.

– Ein Mörder, der sein Opfer beweint, müßte ziemlich wirr im Kopf sein. Außerdem wußte ich ja aus erster Hand, daß meine Cousine nun glücklich war, glücklich für immer. Darum stand ich gelöst und lächelnd inmitten all des wüsten Gejammers.

– Was man Ihnen später dann übelgenommen hat, vermute ich.

– Sie vermuten richtig.

– Ich muß mich mit diesen Vermutungen begnügen, denn Ihr Roman geht ja nicht viel weiter.

– In der Tat. Sie haben gewiß bemerkt, daß *Reinheit des Mörders* ein Buch ist, in dem das Wasser eine große Rolle spielt. Hätte ich es mit dem Brand des Schlosses enden lassen, so wäre diese vollendete aquatische Kohärenz gestört worden. Mich ärgern diese Künstler, die unfehlbar immer Wasser mit Feuer paaren müssen: ein so banaler Dualismus grenzt schon ans Pathologische.

– Machen Sie mir nichts vor! Es sind doch keine metaphysischen Erwägungen, aus denen Sie sich entschlossen haben, Ihre Erzählung so abrupt abbrechen zu lassen. Vorhin haben Sie mir doch selbst gesagt, eine geheimnisvolle Ursache habe Ihnen die Fortsetzung versperrt. Ich rekapituliere die letzten Seiten: Sie lassen Léopoldines Leiche in

den Armen der weinenden Eltern, nachdem Sie ihnen eine Erklärung geliefert haben, die bis zum Zynismus summarisch ist. Der letzte Satz des Romans lautet: »Und ich ging hinauf in mein Zimmer.«

- Das ist doch kein übler Schluß.

- Zugegeben, aber der Leser, der wissen will, wie es weitergeht, wird unbefriedigt gelassen.

- Das ist doch nicht übel, als Reaktion.

- Für eine metaphorische Lektüre nicht. Wohl aber für das karnivore Lesen, das Sie empfehlen.

- Werte Mademoiselle, Sie haben recht und unrecht zugleich. Recht insofern, als es tatsächlich ein mysteriöser Grund ist, der mich gezwungen hat, diesen Roman unvollendet zu lassen. Trotzdem sind Sie im Unrecht, weil Sie als gute Journalistin sich eine lineare Fortsetzung der Geschichte gewünscht hätten. Glauben Sie mir, es wäre scheußlich geworden, denn was auf diesen 13. August folgte, war bis heute nur eine groteske und widerliche Entartung. Seit dem 14. August ist aus dem mageren, spartanisch lebenden Jungen, der ich einmal war, ein entsetzlicher Vielfraß geworden. Ob es die Leere war, die Léopoldines Tod in mir hinterlassen hatte? Ich hatte ständig Hunger auf die niederträchtigsten Speisen – und so ist es bis heute. In sechs Monaten hatte ich mein Gewicht verdreifacht, ich war geschlechtsreif und ekelhaft geworden, alle Haare waren mir ausgegangen, ich hatte alles verloren. Ich erwähnte schon die konventionellen Vorstellungen meiner Familie: diese Vorstellungen geboten, daß nach dem Tod eines geliebten Menschen die Angehörigen fasten und abmagen. Also machten alle im Schloß sich ans Fasten und

Abmagern, während ich, als einzige skandalöse Ausnahme, mich vollfraß, daß man zusehen konnte, wie ich anschwell. Nicht ohne Heiterkeit denke ich an diesen Kontrast bei den Mahlzeiten: meine Großeltern, mein Onkel und meine Tante, die kaum ihre Teller anrührten und entgeistert zusahen, wie ich die Schüssel leerte und fraß wie ein Schwein. An diesem Heißhunger entzündeten sich Spekulationen, die durch die sonderbaren Blutergüsse, die sie um Léopoldines Hals gesehen hatten, noch verstärkt wurden. Man sprach nicht mehr mit mir, und ich fühlte mich wie von einem Strahlenkranz gehässiger Verdächtigungen umgeben.

– Die obendrein noch begründet waren.

– Sie können sich vorstellen, daß ich mir diese Atmosphäre, die ich mit der Zeit immer weniger lustig fand, vom Hals scharfen wollte. Und dann können Sie sich auch vorstellen, daß es mir widerstrebte, meinen prächtigen Roman durch einen so kläglichen Epilog zu entmystifizieren. Sie hatten also unrecht, wenn Sie sich einen ordentlichen Schluß wünschten, aber dennoch hatten Sie insofern recht, als diese Geschichte einen echten Schluß erforderte – aber diesen Schluß kannte ich bis heute selbst nicht, denn erst Sie haben ihn mir geliefert.

– Ich soll Ihnen einen Schluß geliefert haben, ich?

– Das ist es, was Sie im Augenblick tun.

– Wenn Sie mich verunsichern wollen, ist es Ihnen gelungen, aber ich hätte gern eine Erklärung.

– Ein abschließendes Element, das von höchstem Interesse ist, haben Sie mir schon mit Ihrer Bemerkung über die Knorpel geliefert.

– Sie haben doch hoffentlich nicht vor, diesen schönen Roman dadurch zu verderben, daß Sie ihm dieses Knorpel-delirium aufpfropfen, mit dem Sie mich vorhin so erschreckt haben?

– Warum nicht? Das war eine verdammt gute Idee.

– Ich wäre mir ewig böse, wenn ich Ihnen einen so schlechten Schluß nahegelegt hätte. Dann lassen Sie den Roman doch lieber unvollendet.

– Das kann nur ich beurteilen. Aber Sie werden mir noch etwas anderes liefern.

– Was denn?

– Das werde ich von Ihnen erfahren, meine liebe Kleine. Kommen wir zur Auflösung des Knotens, wollen Sie? Wir haben die Anstandsfrist abgewartet.

– Was für eine Auflösung?

– Tun Sie nicht so unschuldig. Würden Sie mir bitte endlich sagen, wer Sie sind? Welche geheimnisvolle Verbindung kann zwischen uns bestehen?

– Keine.

– Sind Sie womöglich die letzte Überlebende aus der Familie Planèze de Saint-Sulpice?

– Sie wissen doch, daß diese Familie ohne Nachkommen erloschen ist – Sie haben ja schließlich selbst einiges dazu beigetragen.

– Sind Sie entfernt mit den Tachs verwandt?

– Sie wissen ganz genau, daß Sie der letzte Nachkomme der Tachs sind.

– Sind Sie die Enkelin des Hauslehrers?

– Aber nein! Was denken Sie sich da nur aus?

– Wer war dann Ihr Vorfahre? Der Verwalter oder der

Majordomus des Schlosses? Der Gärtner? Ein Zimmermädchen? Die Köchin?

– Hören Sie auf, so schwachsinniges Zeug zu reden, Monsieur Tach; ich habe keine Verbindung irgendeiner Art zu Ihrer Familie, Ihrem Schloß, Ihrem Dorf oder Ihrer Vergangenheit.

– Das geht nicht.

– Warum nicht?

– Sie hätten sich doch nicht solche Mühe mit den Recherchen über mich gemacht, wenn nicht irgendein dunkles Band Sie mit mir vereinte.

– Sie leiden an einer Berufskrankheit, mein Verehrtester. Als obsessiver Schriftsteller können Sie die Vorstellung nicht ertragen, daß es zwischen Ihren Figuren keinerlei geheimnisvolle Zuordnungen gibt. Die echten Romaniers sind, ohne es zu wissen, Genealogen. Ich bedaure sehr, Sie enttäuschen zu müssen, aber ich bin für Sie eine Fremde.

– Sie irren sich ganz gewiß. Vielleicht kennen Sie die Verbindung zwischen uns selbst nicht, aber daß eine solche Verbindung zwischen uns besteht, ob nun verwandtschaftlicher, historischer, geographischer oder genetischer Art, das steht außer Zweifel. Sehn wir mal ... Ist vielleicht einer Ihrer Vorfahren durch Ertrinken umgekommen? Sind in Ihrem weiteren persönlichen Umkreis Strangulierungen vorgekommen?

– Hören Sie auf zu phantasieren, Monsieur Tach. Sie suchen vergebens nach Ähnlichkeiten zwischen unseren beiden Fällen – wobei obendrein fraglich ist, ob eine solche Ähnlichkeit etwas zu bedeuten hätte. Was ich dagegen be-

zeichnend finde, ist Ihr Bedürfnis, eine solche Ähnlichkeit zu entdecken.

– Was bezeichnend?

– Das ist die eigentliche Frage, und die stellt sich für Sie.

– Ich habe verstanden. Wieder einmal muß ich alles selbst machen. Die Theoretiker des Nouveau Roman sind doch im Grunde nur bessere Possenreißer: in Wahrheit hat sich in der Schöpfung nichts geändert. Angesichts eines form- und sinnlosen Universums bleibt dem Schriftsteller nichts anderes, als den Demiurgen zu spielen. Ohne die verbindende Kraft seiner Feder wäre die Welt nie imstande gewesen, den Dingen Konturen zu geben, und die Geschichten der Menschen hätten uns immer nur angegähnt wie spanische Herbergen, wo man alles selbst mitbringen muß. Und ganz im Sinne dieser vieltausendjährigen Tradition flehen Sie mich nun an, den Souffleur zu machen, Ihnen einen Text zu schreiben, Ihren Repliken eine Spitze zu geben.

– Na los, soufflieren Sie!

– Ich tu doch nichts anderes, mein Kind. Sehen Sie denn nicht, daß auch ich Sie anflehe? Helfen Sie mir doch, dieser Geschichte einen Sinn zu geben, und seien Sie nicht so unaufrichtig, zu behaupten, wir hätten kein Bedürfnis nach Sinn: wir brauchen ihn nötiger als alles andere. Machen Sie sich das klar! Seit sechshundsechzig Jahren warte ich darauf, einem Menschen wie Ihnen zu begegnen – darum versuchen Sie nicht mir weiszumachen, Sie seien die Erstbeste! Leugnen Sie nicht, daß eine solche Begegnung einem seltsamen gemeinsamen Nenner zu verdanken sein muß. Ich frage Sie zum letzten Mal – wohlgermerkt, zum letzten

Mal, denn Geduld ist nicht meine Stärke –, und ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die Wahrheit: wer sind Sie?

– O weh, Monsieur Tach!

– Was soll das heißen, o weh? Haben Sie sonst keine Antwort für mich?

– Doch, aber ob Sie wohl fähig sind, sie anzuhören?

– Lieber die schlimmste Antwort als keine Antwort!

– Eben! Meine Antwort ist keine Antwort.

– Ich bitte Sie, drücken Sie sich klar aus.

– Sie fragen mich, wer ich bin. Nun, Sie wissen es schon, nicht weil ich es Ihnen gesagt hätte, sondern weil Sie es selbst schon gesagt haben. Haben Sie es vergessen? Vorhin, bei einer ganzen Salve von Schimpfwörtern, haben Sie einmal ins Schwarze getroffen.

– Sagen Sie's schon, ich bin gespannt.

– Monsieur Tach, ich bin eine miese kleine Schnüfflerin. Weiter gibt es über mich nichts zu sagen, Sie können es mir glauben. Tut mir unendlich leid. Seien Sie versichert, daß ich Ihnen gern eine andere Antwort gegeben hätte, aber Sie wollten die Wahrheit hören, und das ist das einzig Wahre, was ich dazu sagen kann.

– Das glaube ich Ihnen nie und nimmer.

– Sie haben unrecht. Über mein Leben und meine Abstammung hätte ich Ihnen nur Banalitäten zu sagen. Wenn ich nicht Journalistin wäre, hätte ich mich nie darum bemüht, mit Ihnen zu sprechen. Sie können suchen, soviel Sie wollen, Sie werden immer nur zu dem einen Ergebnis kommen: ich bin eine dreckige kleine Schnüfflerin.

– Ich weiß nicht, ob Ihnen ganz klar ist, wie grauenhaft eine solche Antwort ist.

– O weh, es ist mir klar.

– Nein, es ist Ihnen nicht klar, jedenfalls nicht klar genug. Ich will es Ihnen ausmalen. Stellen Sie sich einen sterbenden alten Mann vor, er ist vollkommen allein und ohne Hoffnung. Und nun stellen Sie sich vor, nachdem er sechsundsechzig Jahre gewartet hat, da kommt eine junge Person zu dem alten Mann, gibt ihm jäh die Hoffnung wieder und läßt seine versunkene Vergangenheit wieder auferstehen. Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder diese Person ist ein Erzengel, der dem alten Mann auf geheimnisvolle Weise nahesteht, und dann ist ihr Erscheinen eine Apotheose; oder aber diese Person ist eine völlig Fremde und nur von der schäbigsten Neugier getrieben, und in diesem Fall, erlauben Sie mir, Ihnen das zu sagen, ist das Ganze ekelhaft: Es ist Grabschändung und gleichzeitig ein Vertrauensmißbrauch. Einem Sterbenden wird sein kostbarster Schatz abgeluchst, indem man ihm eine wundersame Belohnung vorspiegelt und ihm am Ende statt dessen einen großen Haufen Scheiße serviert. Als Sie hier angekommen sind, haben Sie einen alten Mann vorgefunden, der in schönen Erinnerungen dem Ende entgegenging und sich damit abgefunden hatte, keine Gegenwart mehr zu haben. Wenn Sie hier fortgehen, werden Sie einen alten Mann zurücklassen, der zwischen seinen verwesenen Erinnerungen das Ende erwartet und der verzweifelt ist, weil er keine Gegenwart mehr hat. Hätten Sie ein bißchen Herz oder ein bißchen Anstand gehabt, so hätten Sie mich belogen und irgendeine Verbindung zwischen uns erfunden. Jetzt ist es dafür zu spät, darum, wenn Sie ein bißchen Herz oder ein bißchen Anstand haben, dann geben Sie mir

den Rest, machen Sie meinem Ekel ein Ende, denn dieses Leiden ist unerträglich.

– Sie übertreiben. Ich wüßte nicht, wodurch ich Ihre Erinnerungen so hätte vergiften können.

– Meinem Roman fehlte der Schluß. Durch Ihre Vorspiegelungen haben Sie mir weisgemacht, Sie könnten mir diesen Schluß liefern. Ich hatte nicht mehr gewagt, darauf zu hoffen, ich bin wie nach einem endlosen Winterschlaf ins Leben zurückgekehrt – und dann, ohne jede Scham zeigen Sie mir Ihre leeren Hände, Sie bringen mir nichts als das Wiederaufleben einer Illusion. So etwas verträgt man in meinem Alter nicht mehr. Ohne Sie hätte ich bei meinem Tod einen unvollendeten Roman hinterlassen. Ihretwegen wird nun mein Tod selbst unvollendet bleiben.

– Schluß mit der Rhetorik, einverstanden?

– Was bleibt mir denn außer Rhetorik? Haben Sie vergessen, daß Sie mir die Substanz entzogen haben? Ich will Ihnen eins sagen, Mademoiselle: Nicht ich bin der Mörder, Sie sind es!

– Pardon?

– Sie haben richtig gehört. Die Mörderin sind Sie, und Sie haben zwei Menschen getötet. Solange Léopoldine in meiner Erinnerung lebendig war, war ihr Tod nur eine Abstraktion. Aber Sie haben mit Ihrer Schnüffelei ihr Andenken getötet und damit auch alles, was von mir noch übrig war.

– Sophistereien.

– Wenn Sie auch nur die blasseste Ahnung von der Liebe hätten, wüßten Sie, daß dies keine Sophistereien sind. Aber woher soll eine miese kleine Schnüfflerin wie Sie etwas

von der Liebe wissen? Von allen Menschen, die mir je begegnet sind, liegt Ihnen die Liebe am fernsten.

– Wenn die Liebe so ist, wie Sie sagen, bin ich ganz erleichtert, daß sie mir fernliegt.

– Soviel steht fest, Sie haben nichts von mir gelernt.

– Ich frage mich auch, was ich von Ihnen hätte lernen können, abgesehen davon, wie man Leute erwürgt.

– Ich hätte Ihnen gern begreiflich gemacht, daß ich Léopoldine, als ich sie erwürgte, den einzig echten Tod erspart habe, nämlich das Vergessenwerden. Sie halten mich für einen Mörder, obwohl ich einer der überaus wenigen Menschen bin, die noch niemanden getötet haben. Schauen Sie sich doch um, und schauen Sie sich selbst an: Es wimmelt von Mördern, das heißt von Menschen, die es sich erlauben, diejenigen, die sie angeblich einmal geliebt haben, zu vergessen. Jemanden vergessen: haben Sie schon einmal bedacht, was das bedeutet? Das Vergessen ist ein gewaltiges Meer, auf dem nur ein einziges Schiff fährt, die Erinnerung. Für die ungeheure Mehrzahl der Menschen ist dieses Schiff nur ein elender Kahn, der beim geringsten Anlaß voll Wasser laufen kann und dessen skrupelloser Kapitän nur ans Sparen denkt. Wissen Sie, was dieses abscheuliche Wort bedeutet? Daß man jeden Tag die für überflüssig gehaltenen Mitglieder der Besatzung über Bord wirft. Und wen wohl hält man für überflüssig? Die Halunken, Langweiler oder Idioten? Weit gefehlt: geopfert werden die Unnützen – diejenigen, die man schon ausgenützt hat. Sie haben uns ihr Bestes schon gegeben; was hätten wir von ihnen also noch zu erwarten? Also los, kein Erbarmen, zur Sache und hopp! Über die Reling mit ihnen, und der Ozean, der unersätt-

liche, verschlingt sie. So, verehrte Mademoiselle, wird völlig ungestraft die banalste von allen Mordtaten verübt. Ich habe bei diesem Gemetzel nie mitgemacht, und wegen dieser meiner Unschuld klagen Sie mich nun an, im Namen dessen, was die Leute Gerechtigkeit nennen und was nur eine Gebrauchsanweisung für Denunziationen ist.

– Wer hat denn etwas von Denunziation gesagt? Ich habe gar nicht vor, Sie anzuzeigen.

– Wirklich nicht? Na, dann sind Sie noch schlimmer, als ich es mir dachte. Im allgemeinen sind die Schnüffler soweit auf Schicklichkeit bedacht, daß sie sich ein Anliegen oder eine Sache, für die sie streiten, erfinden. Sie dagegen, Sie wühlen ganz absichtslos im Kot, einzig, um sich daran zu ergötzen, daß die Atmosphäre verpestet wird. Wenn Sie von hier fortgehen, werden Sie sich die Hände reiben und denken, daß sich der Tag gelohnt hat, denn Sie haben anderen die Welt vereckelt. Sie haben einen herrlichen Beruf, Mademoiselle.

– Wenn ich Sie recht verstehe, wäre es Ihnen lieber, wenn ich Sie vor Gericht schleifte?

– Ganz gewiß. Haben Sie schon mal daran gedacht, wie ich leiden werde, wenn Sie mich nicht anzeigen, wenn Sie mich mit meiner Leere in dieser Wohnung allein lassen, nach dem, was Sie mir angetan haben? Wenn Sie mich dagegen vor Gericht bringen, gäbe das etwas Zerstreuung.

– Tut mir leid, Monsieur Tach, aber dann werden Sie sich selbst anzeigen müssen; ich will mit so was nichts zu tun haben.

– Über solchen Sachen stehn Sie drüber, was? Sie sind eine von der schlimmsten Sorte, eine von denen, die lieber

besudeln als zerstören. Können Sie mir erklären, was an dem Tag in Ihrem Kopf los gewesen ist, als Sie sich entschlossen haben, zu mir zu kommen und mich zu foltern? Welcher Instinkt ließ Sie dem Ekel um des Ekels willen nachgehen?

– Sie wissen es doch, Verehrtester, von Anfang an: haben Sie denn unsere Wette vergessen? Ich wollte sehen, wie Sie vor mir auf dem Bauch kriechen. Nach dem, was Sie mir gesagt haben, will ich es noch mehr als zuvor. Also los, kriechen Sie, denn Sie haben verloren!

– Ich habe in der Tat verloren, aber mein Schicksal ist mir immer noch lieber als Ihres.

– Um so besser für Sie. Kriechen Sie jetzt!

– Ist das Ihre weibliche Eitelkeit, daß Sie mich vor Ihnen kriechen sehn wollen?

– Es ist der Wunsch nach Rache. Kriechen Sie!

– Sie haben also nichts begriffen.

– Meine Kriterien werden nie dieselben sein wie die Ihren, und ich habe sehr wohl begriffen. Ich betrachte das Leben als das kostbarste Gut, und all Ihr Gerede kann daran nichts ändern. Ohne Sie wäre Léopoldine am Leben geblieben und hätte alles Scheußliche mitgemacht, was das Leben bringt, aber auch alles Schöne. Dem ist nichts hinzuzufügen. Kriechen Sie!

– Nach alledem bin ich Ihnen nicht böse.

– Das fehlte noch! Kriechen!

– Sie leben in einer Sphäre, die mir ganz fremd ist. Da ist es nur normal, daß Sie nichts begreifen können.

– Ihre Herablassung ist rührend. Kriechen!

– Tatsächlich bin ich viel toleranter als Sie: Ich vermag

einzuräumen, daß Sie nach anderen Kriterien leben. Sie können das nicht. Für Sie gibt es nur eine Art, wie die Dinge zu sehen sind. Sie sind engstirnig.

– Monsieur Tach, Sie können sicher sein, daß Ihre existentiellen Erwägungen mich nicht interessieren. Ich befehle Ihnen, vor mir auf dem Bauch zu kriechen, Schluß, aus!

– Meinetwegen. Aber wie soll ich denn vor Ihnen kriechen? Haben Sie vergessen, daß ich bewegungsunfähig bin?

– Richtig. Ich werde Ihnen helfen.

Die Journalistin stand auf, packte den Dicken unter den Achseln, und mit großer Anstrengung gelang es ihr, ihn auf den Teppich zu werfen, mit dem Gesicht nach unten.

– Hilfe! Zu Hilfe!

Aber in dieser Lage klang die schöne Stimme des Romaniers erstickt, und niemand außer der jungen Frau konnte ihn hören.

– Kriechen!

– Ich darf nicht auf dem Bauch liegen. Der Arzt hat es mir verboten.

– Kriechen!

– Scheiße! Ich kann jeden Augenblick ersticken.

– Dann lernen Sie jetzt mal, wie das ist, was Sie dem kleinen Mädchen angetan haben. Kriechen!

– Es war doch zu ihrem Wohl.

– Na schön, und ich tue das jetzt zu Ihrem Wohl, daß ich

Sie in Erstickungsgefahr bringe. Sie sind ein abscheulicher alter Mann, den ich vor dem Verfall retten will. Es ist also dasselbe. Kriechen!

– Aber ich bin schon verfallen. Seit fünfundsechzig Jahren habe ich nichts anderes mehr getan, als mich dem Verfall zu überlassen.

– Dann möchte ich Sie eben noch weiter verfallen sehen. Los, verfallen Sie!

– Verfallen ist ein defektives Verb, davon kann man keinen Imperativ bilden.

– Wenn Sie wüßten, wie egal mir das ist! Aber wenn dieses defektive Verb Ihnen nicht paßt, dann weiß ich ein anderes, das vollständig ist: Kriechen!

– Das ist furchtbar, ich erstickte, ich verrecke!

– Soso! Ich dachte, Sie halten den Tod für eine Wohltat.

– Er ist es auch, aber ich will noch nicht gleich sterben.

– Ach nein? Warum denn so etwas Erfreuliches aufschieben?

– Weil ich eben etwas begriffen habe, und das möchte ich Ihnen noch sagen, bevor ich sterbe.

– Na schön. Ich bin einverstanden, Sie auf den Rücken zu drehen, aber nur unter einer Bedingung: Zuerst müssen Sie vor mir kriechen.

– Ich verspreche, daß ich es versuchen will.

– Ich habe nicht gesagt, Sie sollen es versuchen, ich habe gesagt, Sie sollen es tun. Kriechen Sie, und wenn Sie es nicht schaffen, laß ich Sie verrecken.

– Schon gut, ich krieche.

Und die fette, schwitzende Masse schleppte sich wie eine Lokomotive keuchend über zwei Meter Teppich.

– Dabei kommt's Ihnen, was?

– Ja, dabei kommt's mir. Und das um so mehr, als ich mir bewußt bin, jemanden zu rächen. Mir ist, als ob sich durch die Wülste an Ihrem verfetteten Körper eine schlanke Silhouette abzeichnet, der Ihr Leiden eine Erleichterung verschafft.

– Lächerliches Theater!

– Sind Sie noch nicht zufrieden? Wollen Sie noch ein Stück weiterkriechen?

– Ich versichere Ihnen, es wird Zeit, daß Sie mich umdrehen. Ich bin kurz davor, die Seele aufzugeben – sofern ich eine habe.

– Ich wundere mich über Sie. Sterben, um zu sterben – wäre denn ein schöner Mord nicht besser als ein langwieriger Krebstod?

– Das nennen Sie einen schönen Mord?

– In den Augen des Mörders ist der Mord immer etwas Schönes. Wer etwas dagegen hat, ist das Opfer. Wäre Ihnen im Augenblick danach zumute, sich für den ästhetischen Wert Ihres Todes zu interessieren? Nein – geben Sie es zu!

– Nein, ich geb es zu. Drehn Sie mich um, ich bitte Sie!

Die Journalistin packte die Masse an Hüfte und Achsel und wuchtete sie mit einem Schrei der Anstrengung auf den Rücken. Der Dicke atmete krampfhaft. Es dauerte mehrere Minuten, bis sein entsetztes Gesicht wieder ein wenig die Fassung gefunden hatte.

– Was war es denn nun, was Sie gerade erkannt hatten und mir unbedingt mitteilen wollten?

– Ich wollte Ihnen sagen, daß es ein Scheißgefühl war, was ich in dem Moment durchgemacht habe.

– Und?

– Genügt Ihnen das nicht?

– Wie? Das ist alles, was Sie mir zu sagen haben? Sie haben also dreiundachtzig Jahre gebraucht, um zu begreifen, was doch jeder von Geburt an weiß.

– Aber sehen Sie, ich, ich wußte es nicht. Ich mußte erst kurz vor dem Krepieren sein, um diesen Schrecken zu begreifen – nicht des Todes, denn davon wissen wir alle nichts, sondern des Augenblicks, in dem man stirbt. Ich kann Ihnen sagen, es ist ein Scheißgefühl. Wenn die andern Menschen das im voraus wissen – ich wußte es nicht.

– Sie wollen mich verarschen.

– Nein. Für mich war der Tod bis heute eben der Tod, Punktum. Er war weder gut noch schlecht, er bedeutete einfach Verschwinden. Mir war nicht klar, daß ein Unterschied besteht zwischen diesem Tod und der Sterbesekunde, die unerträglich ist. Ja, das ist sehr sonderbar: vor dem Tod fürchte ich mich immer noch nicht, aber von nun an werde ich schwitzen vor Angst beim Gedanken an den Augenblick, in dem man hinübergeht, auch wenn er vielleicht nur eine Sekunde dauert.

– Sie schämen sich also?

– Ja und nein.

– Scheiße! Soll ich Sie noch einmal kriechen lassen?

– Lassen Sie's mich erklären. Ja, ich schäme mich, wenn ich dran denke, daß ich Léopoldine einen solchen Moment

bereitet habe. Andererseits glaube ich weiterhin, oder hoffe es wenigstens, daß sie das Glück gehabt hat, eine Ausnahme zu sein. Tatsache ist, daß ich während ihrer kurzen Agonie ihr Gesicht vor Augen hatte und daß ich keinerlei Angst daraus ablesen konnte.

– Ich staune, in was für Illusionen Sie sich wiegen können, um Ihr reines Gewissen zu bewahren.

– Ich pfeife auf mein Gewissen. Die Frage, die ich stellte, berührt eine höhere Ebene.

– Mein Gott!

– Sie haben das Wort ausgesprochen: Ja, vielleicht gewährt Gott manchen Ausnahmemenschen einen Übergang ohne Angst und Qual, ein ekstatisches Hinscheiden. Ich denke, daß Léopoldine dieses Wunder erlebt hat.

– Hören Sie, Ihre Geschichte ist auch so schon abscheulich genug; wollen Sie obendrein noch eine Groteske daraus machen, indem Sie Gott, Ekstase und Wunder beschwören? Sie bilden sich vielleicht ein, Sie hätten eine Art mystischen Mord begangen?

– Gewiß.

– Sie sind reif für die Zwangsjacke! Wollen Sie die Wahrheit über Ihren mystischen Mord hören? Sie sind verrückt! Wissen Sie, was eine Leiche als erstes macht, nach ihrem Hinscheiden? Sie pißt, Monsieur, und sie schießt aus, was sie noch in den Gedärmen hat.

– Sie sind widerlich. Hören Sie auf mit dieser Posse, Sie belästigen mich!

– Soso, ich belästige Sie! Leute umzubringen, das macht Ihnen nichts aus, aber die Vorstellung, daß Ihre Opfer pissen und schießen, das finden Sie unerträglich, wie? Das Was-

ser in Ihrem See muß ziemlich trüb gewesen sein, als Sie die Leiche Ihrer Cousine herausfischten, wenn Sie dabei nicht gesehen haben, wie ihr Darminhalt an die Oberfläche stieg.

– Erbarmen, hören Sie auf!

– Erbarmen mit wem? Mit einem Mörder, der nicht mal die organischen Konsequenzen seines Verbrechens zu tragen vermag?

– Ich schwöre Ihnen, ich schwöre Ihnen, es ist nicht so gewesen, wie Sie sagten.

– Ach nein? Hatte Léopoldine keine Blase und keinen Darm?

– Doch, aber ... es ist nicht so gewesen, wie Sie sagten.

– Sagen Sie lieber, diese Vorstellung ist Ihnen unerträglich.

– Diese Vorstellung ist mir unerträglich, in der Tat, aber es ist auch nicht so gewesen, wie Sie sagten.

– Wollen Sie diesen Satz bis zu Ihrem Tod noch oft wiederholen? Es wäre besser, Sie würden das erklären.

– Das ist eine Überzeugung, und es gelingt mir nicht, die zu erklären, leider, aber trotzdem weiß ich, es ist nicht so gewesen, wie Sie sagten.

– Wissen Sie, wie man solche Überzeugungen nennt? Autosuggestionen nennt man sie.

– Mademoiselle, da ich mich nicht verständlich machen kann, dürfte ich die Frage vielleicht von einer anderen Seite herangehen?

– Glauben Sie wirklich, es gibt noch eine andere Seite?

– Ich bin so schwach, es zu glauben.

– Na, los – wo wir schon mal so weit sind!

– Mademoiselle, sind Sie schon einmal verliebt gewesen?

– Das ist doch der Gipfel! Nun kommen wir aber wirklich in die »Herzenspost«.

– Nein, Mademoiselle. Wenn Sie schon einmal verliebt gewesen wären, wüßten Sie, daß dies nichts damit zu tun hat. Arme Nina, Sie waren noch nie verliebt.

– Hören Sie, mit mir machen Sie das nicht! Und außerdem, nennen Sie mich nicht Nina.

– Warum nicht?

– Ich weiß nicht. Von einem Mörder beim Vornamen angeredet zu werden, das hat etwas Unanständiges.

– Schade. Ich möchte Sie aber so gern mit Nina anreden. Vor was haben Sie Angst, Nina?

– Ich habe vor nichts Angst. Sie widern mich an, das ist alles. Und darum nennen Sie mich nicht Nina.

– Wie schade! Es ist mir nun mal ein Bedürfnis, Sie mit Namen anzureden.

– Warum?

– Meine arme Kleine, so reif und kampferprobt Sie sind, in mancher Hinsicht sind Sie doch noch wie ein neugeborenes Lamm. Wissen Sie nicht, was das Bedürfnis, bestimmte Menschen mit Namen anzureden, bedeutet? Denken Sie denn, daß gewöhnliche Sterbliche in mir das gleiche Bedürfnis erwecken? Niemals, meine Kleine. Wenn man zutiefst den Wunsch verspürt, jemand beim Namen zu nennen, so heißt das, daß man diese Person liebt.

– ...?

– Ja, Nina. Ich liebe Sie, Nina.

– Sind Sie bald fertig mit Ihren Dummheiten?

– Es ist die Wahrheit, Nina. Es kam mir vorhin schon so vor, aber dann dachte ich, daß ich mich getäuscht hätte, aber

ich hatte mich nicht getäuscht. Vor allem dies wollte ich Ihnen noch sagen, als ich kurz davor war, zu sterben. Ich glaube, ich kann ohne Sie nicht mehr leben, Nina. Ich liebe Sie.

– Wachen Sie auf, Sie Idiot!

– Ich bin noch nie so klar im Kopf gewesen.

– Der klare Kopf steht Ihnen nicht.

– Macht nichts. Auf mich kommt es nicht mehr an, ich gehöre ganz und gar Ihnen.

– Hören Sie auf zu spinnen, Monsieur Tach! Ich weiß sehr gut, daß Sie mich nicht lieben. Ich habe nichts, das Ihnen gefallen könnte.

– Das dachte ich auch, Nina, aber meine Liebe steht weit über alledem.

– Haben Sie Erbarmen und sagen Sie nicht, Sie lieben mich wegen meiner Seele, sonst kommen mir vor Lachen die Tränen.

– Nein, meine Liebe steht auch noch darüber.

– Ich finde, Sie sind auf einmal ganz schön ätherisch.

– Verstehen Sie nicht, daß man einen Menschen außerhalb aller gewöhnlichen Rücksichten lieben kann?

– Nein.

– Schade, Nina, und trotzdem liebe ich Sie, mit allen geheimen Bedeutungen, die in diesem Verb mitschwingen.

– Hören Sie auf! Ich verstehe: Sie suchen einen passenden Schluß für Ihren Roman, nicht wahr?

– Wenn Sie wüßten, wie mir dieser Roman seit ein paar Minuten egal ist!

– Ich glaube Ihnen kein Wort. Dieses Unvollendete geht Ihnen nach. Sie waren so entsetzt, als Sie erfahren haben,

daß zwischen uns keinerlei persönliche Verbindung besteht, daß Sie jetzt versuchen, eine solche Verbindung aus dem Nichts zu erschaffen, und darum erfinden Sie eine Liebesgeschichte vom letzten Trost auf dem Sterbebett. Sie haben einen solchen Haß auf die Sinnlosigkeit, daß Sie zu den unerhörtesten Lügen fähig wären, um einen Sinn behaupten zu können, wo nie einer sein wird.

– Was für ein Irrtum, Nina! Die Liebe hat keinen Sinn, und eben deshalb ist sie heilig.

– Verschonen Sie mich mit Ihrer Rhetorik! Sie lieben niemanden außer Léopoldines Leiche. Übrigens sollten Sie sich auch schämen, die einzige Liebe Ihres Lebens dadurch in den Dreck zu ziehen, daß Sie mir einen so unglaublichen Antrag machen.

– Ich ziehe sie nicht in den Dreck, im Gegenteil! Daß ich Sie liebe, beweist doch, daß ich bei Léopoldine lieben gelernt habe.

– Sophismus.

– Es wäre ein Sophismus, wenn die Liebe nicht Regeln unterläge, die mit Logik nichts zu tun haben.

– Hören Sie, Monsieur Tach, schreiben Sie diese Dummheiten in Ihren Roman, wenn es Ihnen Spaß macht, aber hören Sie auf, mich als Attrappe zu benutzen.

– Nina, es macht mir keinen Spaß. Die Liebe ist nicht zum Spaß da. Die Liebe ist nur für die Liebe da.

– Wie erhebend.

– Ja doch! Wenn Sie die Bedeutung dieses Verbs verstehen könnten, würden Sie sich ebenso erhoben fühlen wie ich in diesem Augenblick, Nina.

– Ersparen Sie mir Ihre Hochgefühle, bitte! Und nennen

Sie mich nicht mehr Nina, sonst kann ich für meine Handlungen nicht mehr garantieren.

– Garantieren Sie nicht mehr für Ihre Handlungen, Nina! Und lassen Sie doch zu, daß ich Sie liebe, wenn Sie schon nicht imstande sind, meine Liebe zu erwidern.

– Ich Sie lieben? Das fehlte noch! Man müßte schon pervers sein, um Sie zu lieben.

– Seien Sie doch pervers, Nina, ich wäre so glücklich!

– Es wäre mir zuwider, Sie glücklich zu machen. Niemand ist dessen unwürdiger als Sie.

– Darin kann ich Ihnen nicht zustimmen.

– Natürlich nicht.

– Ich bin abscheulich, häßlich, böse, ich kann der gemeinste Schuft von der Welt sein, und trotzdem besitze ich eine sehr seltene Eigenschaft, eine so schöne Eigenschaft, daß ich mich nicht unwürdig finde, geliebt zu werden.

– Lassen Sie mich raten: Bescheidenheit?

– Nein. Diese Eigenschaft ist, daß ich der Liebe fähig bin.

– Und wegen dieser erhabenen Eigenschaft möchten Sie, daß ich Ihre Füße in meinen Tränen bade und sage: »Prétex-tat, ich liebe dich«?

– Sagen Sie noch mal meinen Namen, wie schön!

– Halten Sie den Mund, Sie kotzen mich an!

– Sie sind wundervoll, Nina. Sie haben einen außergewöhnlichen Charakter, ein feuriges Temperament, vereint mit eisiger Härte. Sie sind stolz und furchtlos. Sie hätten das Zeug zu einer herrlichen Geliebten, wenn Sie nur fähig wären zu lieben.

– Darf ich Sie darauf vorbereiten, daß Sie sich irren, wenn Sie mich für eine wiederauferstandene Léopoldine halten?

Ich habe mit so einem ekstatischen kleinen Mädchen nichts gemein.

– Ich weiß. Kennen Sie die Ekstase, Nina?

– Diese Frage erscheint mir ganz und gar deplaziert.

– Das ist sie. Alles in dieser Geschichte ist deplaziert, angefangen bei der Liebe, die Sie in mir erwecken. Nun sind wir schon einmal soweit, haben Sie also keine Bedenken, meine Frage zu beantworten. Sie ist keuscher, als Sie denken: Kennen Sie die Ekstase, Nina?

– Ich weiß nicht. Nur soviel ist sicher, daß ich im Moment nicht in Ekstase bin.

– Sie kennen die Liebe nicht, Sie kennen die Ekstase nicht: Sie kennen gar nichts. Meine kleine Nina, wie können Sie nur so am Leben hängen, wo Sie es doch gar nicht kennen?

– Warum sagen Sie solche Sachen zu mir? Damit ich mich fügsam umbringen lasse?

– Ich bringe Sie nicht um, Nina. Vorhin habe ich daran gedacht, aber seit ich vor Ihnen gekrochen bin, ist mir das Bedürfnis abhanden gekommen.

– Zum Totlachen! Also haben Sie wirklich gedacht, Sie wären imstande, mich umzubringen, so alt und unbeweglich, wie Sie sind? Ich fand Sie bisher abstoßend, aber im Grunde sind Sie einfach bloß dumm.

– Liebe macht dumm, das ist ja bekannt, Nina.

– Ich bitte Sie, erzählen Sie mir nichts mehr von Ihrer Liebe; ich merke schon, wie ich Mordgelüste bekomme.

– Ist das die Möglichkeit? Aber Nina, so fängt das doch an!

– Was denn?

– Die Liebe. Sollte ich Sie in diese Ekstase versetzt haben? Ich bin unsäglich stolz, Nina. Der Wunsch, zu töten, ist in mir erloschen, und schon flammt er in Ihnen auf. In diesem Augenblick beginnen Sie erst zu leben – ist Ihnen das bewußt?

– Bewußt ist mir nur die Tiefe meiner Erbitterung.

– Ich bin im Begriff, eine außerordentliche Erscheinung mitzerleben: Bisher glaubte ich wie jeder gewöhnliche Sterbliche, daß eine Reinkarnation erst nach dem Tode möglich ist. Und da sehe ich nun, wie Sie schon, während ich noch lebe, vor meinen Augen ich werden.

– So schändlich hat mich noch niemand beleidigt!

– Die Heftigkeit Ihres Zorns bezeugt nur, daß erst jetzt Ihr Leben beginnt, Nina. Von nun an werden Sie so wütend sein, wie ich es immer gewesen bin, Sie werden allergisch gegen die Unaufrichtigkeit sein, Sie werden mit den Flüchen und der Ekstase nicht mehr an sich halten können, Sie werden genial sein, wie man es nur im Zorn ist, Sie werden sich vor nichts mehr fürchten.

– Sind Sie bald fertig, Sie Schleimscheißer?

– Da sehn Sie, wie recht ich habe!

– Das stimmt nicht. Ich bin nicht Sie.

– Noch nicht vollständig, aber das wird nicht mehr lange dauern.

– Was wollen Sie damit sagen?

– Sie werden es bald erfahren. Das ist erstaunlich. Ich sage etwas, und es geschieht vor meinen Augen, kaum daß ich es formuliert habe. Ich bin eine Pythia der Gegenwart geworden – nicht der Zukunft, verstehen Sie, der Gegenwart?

– Ich verstehe nur eines, daß Sie den Verstand verloren haben.

– Und Sie haben ihn an sich genommen, wie Sie auch alles andere von mir übernehmen werden. Nina, ich habe noch nie eine solche Ekstase erlebt!

– Wo haben Sie Ihre Beruhigungsmittel?

– Nina, ich werde eine Ewigkeit Zeit haben, mich zu beruhigen, wenn Sie mich erst getötet haben.

– Was reden Sie da?

– Lassen Sie mich reden! Was ich Ihnen zu sagen habe, ist nur allzu wichtig. Ob Sie wollen oder nicht, Sie sind im Begriff, meine neue Verkörperung zu werden. Bei jeder Metamorphose meines Seins erwartete mich eine Person, die meiner Liebe würdig war: beim ersten Mal war es Léopoldine, und da war ich es, der sie getötet hat; beim zweiten Mal sind Sie es, und Sie werden mich töten. Eine gerechte Wiederkehr, nicht wahr? Ich bin ja so glücklich, daß Sie es sind: dank mir werden Sie nun gleich entdecken, was Liebe ist.

– Dank Ihnen entdecke ich jetzt, was Fassungslosigkeit ist.

– Sehen Sie! Sie selbst haben es ausgesprochen. Die Liebe beginnt mit der Fassungslosigkeit.

– Vorhin haben Sie noch gesagt, sie beginnt mit dem Wunsch, zu töten.

– Das ist dasselbe. Horchen Sie auf das, was jetzt in Ihnen aufsteigt, Nina: spüren Sie diese ungeheure Betäubung! Haben Sie schon mal eine so glatt verfugte Symphonie gehört? Alles greift zu genau und zu fein ineinander, als daß die anderen es bemerken könnten. Ist Ihnen klar, wie viele

verschiedene Instrumente das sind? Schlecht abgestimmt, könnten sie nur Kakophonien erzeugen – und doch, Nina, haben Sie schon mal so was Schönes gehört? Dutzende von Melodien, die sich in Ihnen überlagern, bis es in Ihrem Schädel hallt wie in einer Kathedrale, bis Ihr Körper zu einem vagen, unbegrenzten Resonanzboden wird, bis Ihr mageres Fleisch in eine Trance gerät, bis aus Ihren Knorpeln ein einziges Erschlaffen wird – und schon hat das Unnennbare von Ihnen Besitz ergriffen.

Schweigen. Die Journalistin legte den Kopf in den Nacken.

– Der Kopf wird Ihnen schwer, wie? Ich weiß, was das ist. Sie werden sehn, daß Sie sich daran niemals gewöhnen werden.

– An was?

– An das Unnennbare. Versuchen Sie den Kopf wieder zu heben, Nina, so schwer er auch wiegt, und sehn Sie mich an.

Sie tat es, mit einiger Anstrengung.

– Geben Sie zu, es hat trotz aller Mißlichkeiten einen göttlichen Reiz. Ich bin so glücklich, daß Sie nun endlich verstehen. Stellen Sie sich von da aus vor, wie Léopoldine gestorben ist. Vorhin ist mir die Sterbesekunde so unerträglich vorgekommen, weil sie buchstäblich dahinkroch. Aber vom Leben in voller Ekstase in den Tod hinüberzugehen ist eine einfache Formalität. Warum? Weil man in solchen Momenten nicht einmal mehr weiß, ob man nun tot ist oder leben-

dig. Es wäre ungenau, zu sagen, daß meine Cousine gestorben ist, ohne zu leiden oder ohne sich darüber im klaren zu sein, so wie die Menschen, die im Schlaf sterben. In Wahrheit ist sie gestorben ohne zu sterben, denn sie war ja schon nicht mehr lebendig gewesen.

– Vorsicht, was Sie da sagen, riecht mir sehr nach Tachscher Rhetorik.

– Und was Sie nun spüren, ist das auch Tachsche Rhetorik, Nina? Schauen Sie mich an, meine reizende kleine Wiedergeburt! Wir müssen uns daran gewöhnen, die Logik der anderen von nun an zu verachten. Und folglich müssen Sie sich daran gewöhnen, allein zu sein – daran ist nichts zu bedauern.

– Sie werden mir fehlen.

– Wie freundlich von Ihnen, mir das zu sagen!

– Sie wissen genau, daß Freundlichkeit in dieser Geschichte nichts zu suchen hat.

– Seien Sie unbesorgt, bei jeder Ekstase finden Sie mich wieder.

– Wird mir das oft passieren?

– Um die Wahrheit zu sagen, ich hatte seit fünfundsechzig Jahren keine Ekstase mehr verspürt, aber was ich jetzt im Augenblick erlebe, löscht die verlorene Zeit aus, wie wenn sie nie gewesen wäre. Sie müssen sich auch an die Mißachtung des Kalenders gewöhnen.

– Das kann ja gut werden!

– Nicht traurig sein, meine geliebte Wiedergeburt. Vergessen Sie nicht, daß ich Sie liebe. Und die Liebe währt ewig, wie Sie ja wissen.

– Wissen Sie, daß solche Gemeinplätze im Munde eines

Literatur-Nobelpreisträgers ein ganz unwiderstehliches Aroma gewinnen?

– Besser könnte man es nicht ausdrücken. Wenn man einmal einen solchen Feinschliff erreicht hat wie ich, kann man keine Platitüde mehr äußern, ohne daß sie sich verfärbt und die Töne der seltsamsten Paradoxien annimmt. Wie viele Schriftsteller haben diese Karriere doch angetreten, mit dem einzigen Ziel, eines Tages in das Niemandsland jenseits der Topoi zu gelangen, wo das Wort immer jungfräulich bleibt. Vielleicht ist dies die unbefleckte Empfängnis: aussprechen, was dem gemeinen Geschmack am nächsten kommt, und dabei doch in einer Art wundersamem Gnadenstand verbleiben, für immer über allem Streit stehend und unberührt von allem kleinlichen Gequengel. Ich bin der letzte Mensch auf der Welt, der noch sagen kann, »ich liebe Sie«, ohne obszön zu sein. Welch ein Glück für Sie!

– Ein Glück? Ist es nicht eher ein Fluch?

– Ein Glück, Nina. Machen Sie sich klar, ohne mich wäre Ihr Leben eine einzige ununterbrochene Langeweile geworden.

– Was wissen Sie davon?

– Das springt ins Auge. Sagten Sie nicht selbst, Sie seien eine miese kleine Schnüfflerin? Auf lange Sicht wären Sie es müde geworden. Früher oder später muß man aufhören, im Dreck der anderen zu schnüffeln, man muß sich seinen eigenen Dreck schaffen. Ohne mich wären Sie dazu nie fähig geworden. Von nun an, o meine Wiedergeburt, werden Sie zur göttlichen Initiative der Schöpfer Zugang haben.

– Es stimmt, ich spüre, wie etwas in mir aufkommt, das mich verwirrt.

– Das ist normal. Zweifel und Furcht sind die Gehilfen der großen Initiative. Nach und nach werden Sie begreifen, daß diese Angst ein Teil der Lust ist. Und Sie brauchen die Lust, nicht wahr, Nina? Es ist ganz klar, Sie werden alles von mir gelernt und empfangen haben. Bei der Liebe angefangen: meine liebe Wiedergeburt, mich schaudert bei dem Gedanken, daß Sie ohne mich die Liebe nie kennengelernt hätten. Vor einigen Minuten sprachen wir über defektive Verben: wußten Sie, daß lieben das unvollständigste von allen ist?

– Was ist denn das wieder für eine Geschichte?

– Es läßt sich nur im Singular konjugieren. Seine Pluralformen sind immer nur verkappter Singular.

– Von hoher Warte gesehen.

– Nein, überhaupt nicht! Wenn zwei Personen sich liebten, habe ich Ihnen das nicht gezeigt, daß dann eine von beiden verschwinden mußte, um den Singular wiederherzustellen?

– Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß Sie Léopoldine töten mußten, um Ihrem grammatischen Ideal treu zu bleiben?

– Fänden Sie diese Absicht so frivol? Kennen Sie eine zwingendere Notwendigkeit als die der Konjugation? Begreifen Sie doch, meine kleine Wiedergeburt, wenn die Konjugation nicht wäre, hätten wir gar kein Bewußtsein davon, daß wir getrennte Individuen sind, und unser wunderbares Gespräch wäre unmöglich.

– Ach, geb's der Himmel!

- Na, verderben Sie sich nicht die Lust.
- Die Lust? Ich spüre kein bißchen Lust, ich spüre gar nichts, allenfalls eine gewaltige Lust, Sie zu erwürgen.
- Nun ja, sehr fix sind Sie nicht, meine herzallerliebste Wiedergeburt! Seit mindestens zehn Minuten leg ich mich ins Zeug, um Ihnen mit beispielloser Klarheit zu sagen, daß Sie sich dazu entschließen sollten. Ich habe Sie aus der Fassung gebracht, ich hab Sie bis aufs Blut gereizt, um Ihnen die letzten Skrupel zu nehmen, und noch immer schreiten Sie nicht zur Tat. Worauf warten Sie denn noch, mein holdes Liebchen?
- Ich kann nicht recht glauben, daß Sie es wirklich wollen.
- Ich gebe Ihnen mein Wort drauf.
- Und außerdem, ich habe keine Übung.
- Das kommt von selbst.
- Ich habe Angst.
- Um so besser.
- Und wenn ich es nicht tue?
- Die Atmosphäre würde unerträglich. Glauben Sie mir, da, wo wir jetzt angelangt sind, haben Sie keine Wahl mehr. Außerdem, Sie geben mir die einmalige Gelegenheit, unter denselben Bedingungen zu sterben wie Léopoldine; endlich werde ich erfahren, was sie erfahren hat. Los, meine Wiedergeburt, ich warte!

Die Journalistin erledigte es tadellos. Es ging glatt und schnell. Der Klassizismus irrt sich nie im Geschmack.

Als sie fertig war, schaltete Nina das Tonband aus und setzte sich in die Mitte des Sofas. Sie war ganz ruhig. Daß sie

allein vor sich hin sprach, geschah nicht aus Verwirrung. Sie sprach, wie man zu einem guten Freund spricht, mit einer leicht aufgekratzten Zärtlichkeit:

– Sie lieber alter Irrer, Sie hätten mich doch beinahe geschafft! Ihr Gerede ist mir maßlos auf den Geist gegangen; ich war drauf und dran, den Verstand zu verlieren. Jetzt geht es mir schon wieder viel besser. Ich muß zugeben, Sie hatten recht: jemanden zu erwürgen ist ein angenehmes Amt.

Und die Wiedergeburt blickte bewundernd auf ihre Hände.

Die Wege, die zu Gott führen, sind unerforschlich. Noch unerforschlicher sind die Wege, die zum Erfolg führen. Im Anschluß an diesen Vorfall riß man sich um die Werke von Prétextat Tach. Zehn Jahre später war er ein Klassiker.

*Bitte beachten Sie auch
die folgenden Seiten*

Amélie Nothomb
im Diogenes Verlag

Die Reinheit des Mörders

Roman. Aus dem Französischen von
Wolfgang Krege

Prétextat Tach, dreiundachtzigjährig und Nobelpreisträger für Literatur, hat laut Aussage der Ärzte nur noch zwei Monate zu leben. Als dies bekannt wird, bemühen sich Medienleute aus der ganzen Welt um ein Interview. Fünf Journalisten dürfen bei ihm vorsprechen, doch dann nimmt der Schriftsteller sie seinerseits in ein atemberaubendes Verhör.

»Ein intellektueller Schlagabtausch zwischen einem monströsen Zyniker und Frauenhasser und einer gescheiterten Frau. Beide treiben die Frage nach dem Sinn des Daseins, der Liebe und der Literatur bis zum Äußersten.« *Brigitte, Hamburg*

Liebessabotage

Roman. Deutsch von Wolfgang Krege

In keinem Geschichtsbuch der Welt wird er erwähnt: der Weltkrieg, der von 1972 bis 1975 in San Li Tun, dem Diplomatenghetto von Peking, tobte. Und doch hat er stattgefunden. Während sich Diplomateneltern aus aller Welt um internationalen Frieden bemühen, spielen ihre Kinder Krieg – aus Langeweile. Bis die siebenjährige Heldin der wunderschönen Elena begegnet und sich unsterblich verliebt. Durch die zehnjährige Italienerin eröffnet sich ihr ein neuer Kriegsschauplatz. Elena wird ihr trojanischer Krieg, ihre Liebessabotage.

»Wie schon ihr erstes Buch brillant formuliert.«
Marie Claire, München

»Ein wunderbar komischer Roman, unbarmherzig und doch voller Humor, von der manchmal grausamen Zärtlichkeit der Kinder.«

Cosmopolitan, München

Der Professor

Roman. Deutsch von Wolfgang Krege

Die alten Eheleute Hazel sehnen sich nach einem friedlichen Lebensabend auf dem Land. Als sie ihr kleines Traumhaus beziehen, dürfte ihrem Glück eigentlich nichts mehr im Wege stehen. Doch dann lernen sie ihren Nachbarn kennen.

Ein Psychothriller, der Alptraum, Endzeitstimmung und schlagfertigen Witz zu einem atemberaubenden Lesegeuß vereint.

»Ein vollendet komponiertes Meisterwerk. Es beginnt wie eine Zeichnung von Sempé, es geht weiter wie ein Roman von Stephen King, um schließlich zu enden wie ein Stück von Beckett.«

Pierre Assouline/Lire, Paris

Mit Staunen und Zittern

Roman. Deutsch von Wolfgang Krege

Sie hat es sich selbst eingebrockt: Aus Übermut und Neugier hat Amélie eine Stelle beim japanischen Unternehmen Yumimoto angenommen. Dort lernt sie zwar nichts in Sachen Buchhaltung, dafür wird ihr ein Crash-Kurs in Sachen Hierarchie erteilt. Eines ist von Anfang an klar: Eine Frau, zumal eine aus Europa, kann nur ganz unten einsteigen. Und noch tiefer fallen.

»Mit Klarsicht, Humor und mit furchterregender Intelligenz entlarvt diese talentierte Autorin die Absurdität unseres Wirtschaftssystems. Ein Leckerbissen!«

Le Monde, Paris

Banana Yoshimoto
im Diogenes Verlag

»Eine Romanautorin als Jugendidol – bei uns unvorstellbar. In Japan jedoch hat Banana Yoshimoto genau das geschafft.« *Petra, Hamburg*

»Was für ein Talent! Banana Yoshimoto schreibt wunderbar subtile, wunderschön verstörende Bücher, in denen Japans Jugend endlich Stimme bekommt.«
Stern, Hamburg

»Yoshimoto schildert nicht die äußere, sondern die innere Wirklichkeit ihrer Personen. Die Farbe des Himmels und die Form des Mondes sind sichtbar gemachte Gefühle.« *Der Tagesspiegel, Berlin*

Kitchen

Aus dem Japanischen von Wolfgang
E. Schlecht. Mit einem Essay von
Giorgio Amitrano

N. P.

Roman. Deutsch von
Annelie Ortmanns-Suzuki

Tsugumi

Roman. Deutsch von
Annelie Ortmanns

Dornröschenschlaf

Drei Erzählungen von der Nacht.
Deutsch von Annelie Ortmanns,
Gisela Ogasa und Anita Brockmann

Amrita

Roman. Deutsch von
Annelie Ortmanns

Ingrid Noll
im Diogenes Verlag

»Sie ist voller Lebensklugheit, Menschenkenntnis und verarbeiteter Erfahrung. Sie will eine gute Geschichte gut erzählen und das kann sie.«

Georg Hensel/Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Wer einmal anfängt, ihre Romane zu lesen, hört nicht mehr auf, ja wird süchtig nach mehr. Sie erzählt temporeich und spannend und immer mit Ironie.«

Christa Spatz/Frankfurter Rundschau

»Weit mehr als für Leichen interessiert sich die Autorin für die psychologischen Verstrickungen ihrer Figuren, für die Motive und Zwangsmechanismen, die zu den Dramen des Alltags führen.«

Klaus Reitz/Mannheimer Morgen

»Eine fesselnd formulierende, mit viel schwarzem Humor ausgestattete Neurosen-Spezialistin in Patricia-Highsmith-Format. «

Markus Vanhoefer/Münchener Merkur

Der Hahn ist tot

Roman

Die Häupter meiner Lieben

Roman

Die Apothekerin

Roman

Kalt ist der Abendhauch

Roman

Stich für Stich

Fünf schlimme Geschichten

Röslein rot

Roman

Die Sekretärin

Drei Rache Geschichten

Selige Witwen

Roman

Amélie Nothomb

Die Reinheit des Mörders

Prétextat Tach, dreiundachtzigjährig und Nobelpreisträger für Literatur, hat laut Aussage der Ärzte nur noch zwei Monate zu leben. Als dies bekannt wird, bemühen sich Medienleute aus der ganzen Welt um ein Interview. Fünf Journalisten dürfen bei ihm vorsprechen, doch dann nimmt der Schriftsteller sie seinerseits in ein atemberaubendes Verhör.

Eine glänzende Satire auf den Medienbetrieb mit wunderbaren Gedanken über die Wirkung von Literatur. Ein Buch, das überrascht, beunruhigt – und verändert.

»Ein brillant konstruierter, geistreicher Dialog.«
Der Spiegel, Hamburg

»Wie herrlich kann Bosheit sein, wenn sie in guter Prosa daherkommt! Amélie Nothomb: eine prächtige Ladung Vitriol in die gepflegte Visage unserer Literatur. Eine Entdeckung!«
Le Nouvel Observateur, Paris

»Frivol, makaber, brillant erdacht und perfekt erzählt.« *Cosmopolitan, München*

»Ein intellektueller Schlagabtausch zwischen einem monströsen Zyniker und Frauenhasser und einer gescheiterten Frau. Beide treiben die Frage nach dem Sinn des Daseins, der Liebe und der Literatur bis zum Äußersten.« *Brigitte, Hamburg*

»Ein ganz erstaunlicher Roman.«
L'Express, Paris